

Sehnsucht nach Musik

Warum wir nicht ohne sie können



Sophie Scholl



Widerstand
aus christ-
lichen Mo-
tiven

Sandesh Manuel



Musikvideos
mit froher
Botschaft

Tim Kühnel



Glaubens-
zeugnis in
Dating-Show

Liebe Leserin, lieber Leser,

haben auch Sie Sehnsucht nach Musik? Ich persönlich erlebe in dieser Zeit der Pandemie bislang kaum Beeinträchtigungen. Und doch: Fast unmerklich, aber zunehmend spürbar erlebe ich ein ungestilltes Bedürfnis – ähnlich wie einen langsam entstehenden Durst auf einer langen Wanderung. Am meisten merke ich es, wenn meine Frau und ich mit Mund-Nasen-Schutz und großem Abstand zu anderen im Gottesdienst sitzen. Wenn die Orgel Paul Gerhards „Du meine Seele singe“ spielt – dann kann zurzeit nicht nur mein Mund, sondern auch meine Seele einfach nicht mitsingen.



Neurowissenschaftler können das Klang-Phänomen in unserem Gehirn sichtbar machen: Melodien, Tonfolgen und Takte sind für das Leben und Erleben des

Menschen einzigartig – die Forscher sehen ein „Feuerwerk“, wenn wir Musik hören. Erst recht, wenn wir selbst musizieren. Musik ist eine Sprache der Seele und zugleich Balsam für sie.

Die jüdisch-christliche Kultur hat dies schon immer verstanden – und zum Ausdruck gebracht: Wann immer der Hirtensohn David „mit seiner Hand“ in die Harfe griff, war dies von therapeutischer Wirkung für den psychisch erschöpften König Saul (1. Samuel 16). In der Bibel ist das Singen eng verknüpft mit dem Lob Gottes, ebenso wie mit der Verkündigung seiner Taten. „Ich will dem Herrn singen mein Leben lang und meinen Gott loben, solange ich bin“, heißt es in Psalm 104. Aber auch Klage und Trost haben Christen seit jeher in Liedern zum Ausdruck gebracht. Johann Sebastian Bach oder Georg Friedrich Händel schufen geradezu ewige Klangwelten zur Ehre Gottes. Und wie viele Melodien, die Millionen Menschen tief berühren, verbinden wir mit Weihnachten? Der Theologe Klaus Douglass sagt sogar: „Musik ist wahrscheinlich das einzige Element unserer Gottesdienste, das es auch noch im Himmel geben wird.“

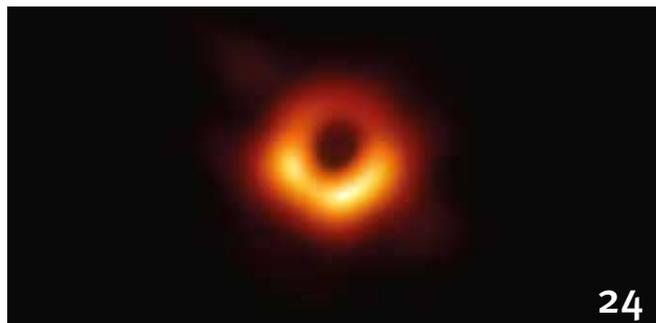
Das alles klingt zurzeit wie aus einer anderen Welt. Ganz real ist aber: Fast alle Profimusiker verdienen derzeit kein Geld. Kein Berufsstand ist sozial so schwach abgesichert. Und sie fallen durch das Netz der meisten staatlichen Corona-Hilfen.

Nicolai Franz hat für diese Ausgabe von pro mit Künstlern, Fachleuten und Gemeindevertretern darüber gesprochen, wie sie mit dieser Herausforderung umgehen und was das für die Zukunft des Singens, des Gotteslobes und der Gemeinde bedeutet. Unsere Musik-Rezensionen am Ende des Heftes möchte ich Ihnen dieses Mal besonders ans Herz legen.

Ich wünsche uns allen, dass die Beiträge dieser Ausgabe von pro etwas zum Klingen bringen,

Christoph Irion

Ihr Christoph Irion



24



16

Meldungen	4
Leserbriefe	47

GESELLSCHAFT

Titel: Nur singen ist schöner	
Warum die Musik in der Corona-Krise fehlt	6
Titel: „Musik ist die Lebensversicherung der Kirche“	
Musikwissenschaftler Gunter Kreutz über das Singen im Gottesdienst	8
Gottes neuer Gaukler	
Sandesh Manuel: Franziskaner, Rapper, YouTuber	11
Das Wasser des Lebens vom Whisky-Vikar	
Interview über ein geistvolles Getränk	12
Auf Herz und Nieren geprüft	
Leben mit einem Spenderorgan von der Ehefrau	16
Täuferbewegung – 500 Jahre radikale Jesus-Nachfolge	
Zum Jubiläum der Taufgesinnten	18
Ein Teppich aus Licht	
Glaube und Wissenschaft im Kirchenfenster	22
Die Persönlichkeit Gottes liegt jenseits der Physik	
Aus dem Buch des Astrophysikers Heino Falcke	24

pro KOMPAKT

Bleiben Sie jede Woche auf dem Laufenden! Unser pdf-Magazin proKOMPAKT liefert Ihnen jeden Donnerstag die Themen der Woche auf Ihren Bildschirm.

Durch die ansprechend gestalteten Seiten erhalten Sie schnell einen Überblick. Links zu verschiedenen Internetseiten bieten Ihnen weitergehende Informationen.

Bestellen Sie proKOMPAKT **kostenlos!**

www.proKOMPAKT.de | Telefon (06441) 5 66 77 00



Astrid von Schlachta,
Vorsitzende des
Mennonitischen
Geschichtsvereins



„Darum geht und macht alle Völker zu meinen Jüngern ...“

Eine kurze Geschichte der christlichen Mission und die Frage nach Rassismus 28

Weihnachten ist Gottes Anti-Lockdown

Ein Impuls von Jürgen Werth 32

POLITIK

„Der christliche Glaube war entscheidend für ihren Widerstand“

Sophie Scholls Motive gegen die Nazis 34

Angriff auf das christliche Armenien

Eine Kolumne von Wolfram Weimer 37

MEDIEN

Lust am Lockdown?

Kritisches zur Corona-Berichterstattung 38

Der christliche Medienpionier

Ein Nachruf auf Horst Marquardt 40

Belästigt im Netz

Cyber-Mobbing ist kein Spaß 42

Als Christ auf der RTL2-Liebesinsel

Dating-Show-Sieger Tim Kühnel spricht gern über seinen Glauben 44

PÄDAGOGIK

Frieden einüben – im Kleinen, mit den Kleinen

Besuch in der ersten multireligiösen Kita 48

Kinderlachen im Lockdown

Eine Kolumne von Daniel Böcking 51

KULTUR

Die Gottesanbieterin, die zu viel Weihrauch atmet

Lyrikerin Nora Gomringer über Gott und Glaube 52

Musik, Bücher und mehr ...

Neuerscheinungen kurz rezensiert 54

IMPRESSUM

Herausgeber Christliche Medieninitiative pro e.V.
Charlotte-Bamberg-Straße 2 | 35578 Wetzlar
Telefon (0 64 41) 5 66 77 00 | Telefax (0 64 41) 5 66 77 33
Vorsitzender Michael Voß
Geschäftsführer Christoph Irion

Redaktion Dr. Johannes Blöcher-Weil, Nicolai Franz (Redaktionsleiter Digital),
Elisabeth Hausen, Norbert Schäfer, Martin Schlorke, Jörn Schumacher,
Jonathan Steinert (Redaktionsleiter Print), Swanhild Zacharias
E-Mail info@pro-medienmagazin.de



www.blauer-engel.de/uz195

- ressourcenschonend und umweltfreundlich hergestellt
- emissionsarm gedruckt
- überwiegend aus Altpapier

RG4

Dieses Druckerzeugnis wurde mit dem Blauen Engel gekennzeichnet.

Lesertelefon (0 64 41) 5 66 77 77 | Adressverwaltung (0 64 41) 5 66 77 52
Anzeigen Telefon (0 64 41) 5 66 77 67 | anzeigen@pro-medienmagazin.de
Internet www.pro-medienmagazin.de
Satz/Layout Christliche Medieninitiative pro e.V.
Druck Bonifatius GmbH Druck - Buch - Verlag, Paderborn
Bankverbindung Volksbank Mittelhessen eG
IBAN DE73 5139 0000 0040 9832 01, BIC VBMHDE5F
Beilage Israelnetz Magazin (16 Seiten)
Titelfoto Joah Legg

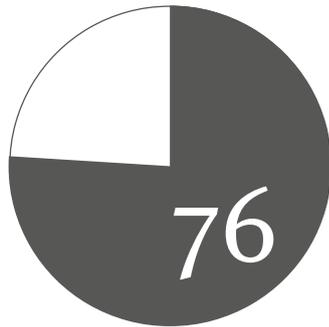


Foto: Alexey Ruban

Das SRF reduziert kirchliche Beiträge im Programm

SRF streicht Sendezeit

Das Schweizer Radio und Fernsehen (SRF) streicht in der Berichterstattung über Religion Sendezeiten zusammen. Dem fällt die zweite Radiopredigt am Sonntag, aber auch der „Blickpunkt Religion“ zum Opfer. Dagegen regt sich Widerstand aus unterschiedlichen Richtungen. Die Neue Zürcher Zeitung meldet, dass es statt der bisher zwei nur noch eine „quasi ökumenische“ Predigt geben soll und sich die Sendezeit auf 15 Minuten halbiert. Das Format hat laut NZZ im Schnitt 110.000 Personen, niedrige Produktionskosten und binde wenige Ressourcen. SRF-Sprecherin Silja Hänggi verteidigt die Maßnahmen des Senders. Der Schritt sei mit den Medienbeauftragten der Landeskirchen abgesprochen. Zwei aufeinanderfolgende Predigten stammten aus der Zeit, in der konfessionelle Unterschiede noch eine Rolle gespielt hätten. Die Streichung setze Mittel frei für die publizistische Arbeit der Fachredaktion Religion. Der Verein Katholisches Medienzentrum bezeichnet den Schritt als „gefährliche Irrfahrt“. Fast 3.000 Personen haben mittlerweile eine Petition unterschrieben. Sie fordern den Sender auf, die Religionsformate „Blickpunkt Religion“ und „Zwischenhalt“ zu erhalten. Religion wird in der Petition als Schlüsselthema für das 21. Jahrhundert gesehen. Die SRF-Formate leisteten einen wichtigen Beitrag zum Religionsfrieden im Land. Deshalb gelte es, einen Kahlschlag zu verhindern. | JOHANNES BLÖCHER-WEIL



76 **prozent**

der weißen Evangelikalen haben im Wahljahr 2020 für Amtsinhaber Donald Trump votiert. Das ergab eine Nachwahlumfrage des Instituts „Edison Research“ für verschiedene amerikanische Zeitungen. Nur 23 Prozent dieser Wählergruppen stimmten für den demokratischen Herausforderer Joe Biden. Weiße Evangelikale stellten der Studie zufolge 27 Prozent der Wähler. Wähler, die keiner Religion angehören, stimmten zu 36 Prozent für Trump und zu 58 Prozent für Biden. Trump hat der Umfrage zufolge die Mehrheit der weißen Stimmen bekommen (57 Prozent). Schwarze stimmten danach zu 87 Prozent für Biden und Latinos zu 66 Prozent. Wohlhabende stimmten eher für Trump als für Biden, hieß es weiter. Verheiratete Wähler stimmten zu 54 Prozent für Trump und zu 44 Prozent für Biden. | JÖRN SCHUMACHER

Drei Fragen an ...

... Judith Hildebrandt. Die wissenschaftliche Mitarbeiterin der Freien Theologischen Hochschule in Gießen forscht über Kinder- und Jugendarbeit.

pro: Was hat der Lockdown in der Kinder- und Jugendarbeit bewirkt?

Judith Hildebrandt: Die klassischen Formen von Kinder- und Jugendarbeit haben vielerorts einen Zusammenbruch erlebt. Neue, digitale Angebote können die echte Begegnung nicht wirklich ersetzen. Auch hat sich bei Jugendlichen mittlerweile eine „Online-Müdigkeit“ eingeschlichen, sodass wir feststellen müssen: Der Lockdown hat eine Krise der Kinder- und Jugendarbeit bewirkt.

Was können Gemeinden daraus für die Zukunft lernen?

Die Zeiten haben sich geändert. Kinder und Jugendliche finden nicht automatisch zum Glauben oder ihren Platz in der Gemeinde – schon gar nicht in einem säkularen Umfeld unter den Bedingungen einer Pandemie. Der Lockdown hat gezeigt: Nur wo persönliche Beziehungen und Identifikation besteht, nehmen Kinder und Jugendliche weiterhin an Angeboten teil. Gemeinden sind herausgefordert, intensiv in die nächste Generation zu investieren.

Wie kann Kinder- und Jugendarbeit – auch im Lockdown – gelingen?

Indem man Abstand nimmt von einem programmorientierten Ansatz, hin zu einem evangeliumsorientierten Ansatz, der Jugendliche ganzheitlich wahrnehmen, wertschätzen und im Glauben weiterbringen möchte. Dazu braucht es Mitarbeiter, die selbst im Glauben gefestigt sind und Christus als Lebensmittelpunkt haben. Es braucht Mitarbeiter, die die inneren Ressourcen besitzen, sich auch im Lockdown durch verschiedene, auch digitale Medien mit „ihren“ Kindern und Jugendlichen zu vernetzen, sie im Glauben zu fördern und wertschätzende tragende Gemeinschaft zu initiieren.

Vielen Dank für das Gespräch! | DIE FRAGEN STELLTE NORBERT SCHÄFER



Foto: privat

Die Theologin Judith Hildebrandt forscht zu missionarischer Kinder- und Jugendarbeit

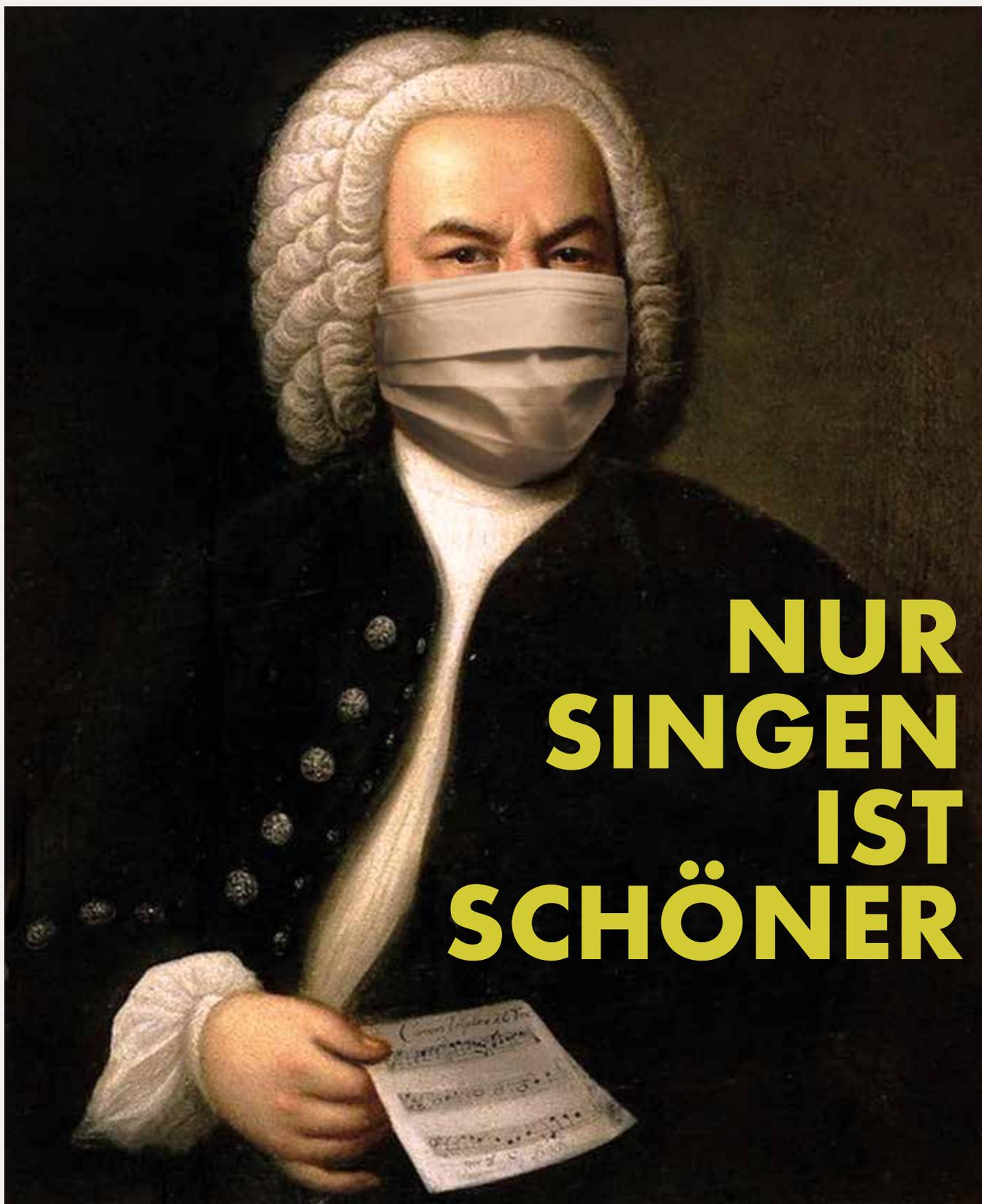
Kika produziert Krippenspiel für die ganze Familie

Der Fernsehsender Kinderkanal hat sich für Weihnachten in der Corona-Zeit etwas Besonderes überlegt: Er produziert ein Krippenspiel für die ganze Familie. Die Premiere von „Paule und das Krippenspiel“ wird an Heiligabend gezeigt. Die Kinder- und Jugendbuchautorin Kirsten Boie und Filmautor Michael Demuth erarbeiteten das Drehbuch. Als literarische Vorlage dient eine Geschichte aus Boies erstem Buch „Paule ist ein Glücksgriff“. Im filmischen Krippenspiel gehe es neben der weihnachtlichen Botschaft um Zusammenhalt, Durchhaltevermögen, Freundschaft, Kreativität und Hilfsbereitschaft, betont Boie. Sie wünsche sich, dass der Film „für viele Menschen in der schwierigen Corona-Zeit eine Viertelstunde der Weihnachtsfreude sein kann. Schließlich erzählt er uns: Jede und jeder kann ein Engel sein.“ Federführend verantworten Matthias Huff, Stefan Pfäffle von Kika und Susanne Sturm vom MDR die Redaktion. Gedreht werden sollte in der zweiten Novemberhälfte in Halle. Huff hatte für den Kika 2017 die Sendung „Schnitzeljagd – Mit Christus um die Welt“ produziert und dafür mit seinem Team den „Goldenen Kompass“ der Christlichen Medieninitiative pro erhalten. | JOHANNES BLÖCHER-WEIL



Foto: Kika

Das Kika-Krippenspiel soll „eine Viertelstunde Weihnachtsfreude“ bieten



NUR SINGEN IST SCHÖNER

„Jauchzet, frohlocket“: Die feierlichen Aufführungen des Weihnachtsoratoriums von Johann Sebastian Bach sind fester Bestandteil der Feiertage – in diesem Jahr wohl eher nicht

Gemeinsam singen ist wunderschön. Und in der Pandemie auch gefährlich. Gemeinden verzichten auf Lobpreis, Chöre proben seit Monaten nicht mehr, Konzertsäle ähneln Reinräumen. Der zweite Lockdown trifft die Kultur hart. pro hat sich unter Künstlern, Kirchen und Verbänden umgehört: Die Sehnsucht nach Musik ist groß. | VON NICOLAI FRANZ

Auch einen Spaßvogel ergreift manchmal die Schwermut. Als Daniel Kallauch neulich sein Materiallager betrat, lagen da noch die Stapel an Flyern und Plakaten für die kommenden Konzerte. Jetzt sind sie nur noch teuer produzierter Müll, denn die meisten Auftritte sind abgesagt, der Tourbus abgemeldet. Normalerweise tourt Kallauch quer durch Deutschland, zusammen mit Musikern und seiner Vogelpuppe „Willibald“, der er seine Stimme leiht. In knallbunten Klamotten und roten Schuhen bespaßt er mit seinen Liedern und Showeinlagen Hunderte Kinder, die lachen, singen, klatschen, die von Gott und seiner Liebe erfahren. Doch damit ist erstmal Schluss. Schon wieder.

Die erste Corona-Welle fühlte sich für ihn noch anders an. Da trat Kallauch die Flucht nach vorn an, sammelte per Crowdfunding im Internet Geld, um sein neues Kinder-Album aufnehmen und alle Musikerkollegen bezahlen zu können. Es ging wieder los mit den Auftritten, vor allem im Freien spielte Kallauch ein Konzert nach dem anderen. „Ich bin auf eine riesige Dankbarkeit gestoßen“, sagt er gegenüber pro. Eine „fast beängstigende Disziplin“ habe unter den Kindern geherrscht. Anders als sonst wuselten die jungen Zuhörer nicht vor der Bühne herum, sondern blieben brav bei ihren Eltern, die befreundeten Familien mit Abstand daneben. Dafür sei es aber auch persönlicher gewesen, statt 350 Zuschauer nur gut 100 vor sich zu haben.

Da waren diese Mamas, denen die Tränen in die Augen stiegen, als Kallauch im Konzert von der Sturmstillung erzählte. „Die Freunde von Jesus wollten auf den See und die Bootsfahrt genießen, doch dann zieht ein Sturm auf, es herrscht Todesangst. Und Jesus sagt einfach ‚Stille‘ – und es ist still“, schickte Kallauch voraus. Dann sang er die Zeilen: „Sein Name ist Jesus, ein Wort reicht: Der Sturm wird still.“ Die Mütter, die sich die Tränen abwischten, brauchten diesen musikalischen Zuspruch vielleicht mehr denn je in einer Zeit, in der der Sturm der Pandemie sie immer wieder durchschüttelte: Sorge um die alten Eltern, den Jobverlust, die Betreuung und Entwicklung der Kinder. Musik kann trösten, kann Worten tiefe Bedeutung verleihen, die nicht nur das Ohr, sondern vor allem das Herz erreichen, gerade in der Krise.

Die knallharte Lockdown-Logik

So gesehen entpuppten sich die verhältnismäßig unbeschweren Sommermonate als das Auge des Sturms. Ab Oktober begann die zweite Corona-Welle Fahrt aufzunehmen, und diesmal wollte die Politik alles anders machen als im Frühjahr, als so gut wie überall das Leben still stand. Bundeskanzlerin Angela Merkel, die sich mit ihrer Linie erst einmal durchsetzen konnte, erklärte die Strategie der Bund-Länder-Runde mit einer einleuchtenden, aber knallharten Logik: Um das Virus einzudämmen, müssen Kontakte reduziert werden. Die Schulen sollten offen bleiben, die Wirtschaft weiterlaufen. Also blieb nur noch der Privatbereich. In die Wohnzimmer der Deutschen hineinregieren wollte der Staat dann doch nicht, deswegen fiel der organisierte Freizeitsektor zum Opfer: Gastronomiebetriebe und die Kulturbranche. Ein „Lockdown light“? Auf freischaffende Künstler dürfte das zynisch wirken. Für sie brechen fast alle Einnahmen weg. Es waren keine infektiologischen Gründe, die für die neuen Maßnahmen sprachen. Denn peinlichst genau hatten die Konzertveranstalter ihre aufwändigen Hygienekon-



Foto: Daniel Kallauch

Familienkonzert mit Abstand: Daniel Kallauch spielte im Sommer viele Open-Air-Konzerte, hier auf dem Windmühlenhof in Kalletal. Als Bühne dient ein LKW-Auflieger.

Gewaltiger Gesang

Eine „heilige Nacht“ mitten im Krieg

Der britische Soldat Albert Moren erinnert sich an den Heiligen Abend 1914: „Es war eine wunderschöne Mondnacht, Bodenfrost, fast alles weiß. Und dann regte sich plötzlich etwas im deutschen Schützengraben, und dann waren da diese Lichter, die ich nicht zuordnen konnte. Und sie sangen ‚Stille Nacht‘. Das werde ich niemals vergessen. Es war einer der Höhepunkte meines Lebens.“ Die Briten stimmten mit ein, die Feinde feierten das Weihnachtsfest zusammen. Aus unheilvollen Tagen wurde eine stille, eine heilige Nacht.

Gotteslob als Freiheitsruf

„Wo aber der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit“, heißt es im Zweiten Korintherbrief. Als die Hongkonger 2019 für die Freiheit demonstrieren wollten, mussten sie sich wegen der restriktiven Gesetze etwas einfallen lassen. Religiöse Versammlungen stehen unter staatlichem Schutz, also sangen sie kurzerhand ein christliches Lied. Das Osterlied „Sing Halleluja to the Lord“ wurde zur Hymne der Bewegung.

Lobpreis ist mächtiger als Gefängnismauern

Paulus und Silas sangen im tiefsten Verließ Loblieder, die alle Insassen hören konnten. Als sich die Türen durch ein Wunder öffneten, flohen sie nicht. Der erst gedemütigte und dann getröstete Wächter fand zu Jesus, denn ihm wurde klar: Wer Gott selbst hinter dicken Gefängnismauern loben kann, der ist wirklich frei.

zepte überwacht, um wenigstens den paar Dutzend Zuschauern ein musikalisches Erlebnis zu bieten, die unter Abstandsregeln noch in den Saal passten. In den vergangenen Wochen glichen Konzerthäuser Reinräumen, in denen eine Infektion kaum vorstellbar war, während ein paar Straßen weiter ausgelassene Hochzeiten gefeiert wurden. Die ehrliche Begründung für den Kulturshutdown war: Irgendjemanden muss es ja treffen. Und wen es trifft, der ist eher nicht systemrelevant.

„Man hat das Gefühl, man darf nicht mitmachen.“

Doch stimmt das auch?

27. Oktober 2020. Jazz-Trompeter Till Brönner hat genug. Seine Branche befinde sich in einer „dramatischen Lage“, sagte er in einem Facebookvideo. Schon im Sommer hätten sich viele Kollegen gemeldet: Ob es bei ihm auch so mau aussehe? „Ich spreche von Toningenieuren, Lichttechnikern, Caterern, Bühnenbauern, Busfahrern, Beschallungsfirmen, Clubbesitzern, Agenturen und lokalen Hallenbetreibern.“ Er habe Verständnis für die Maßnahmen, sagt der erfolgreiche Musiker. „Aber wenn ein gesamter Berufszweig per Gesetz gezwungen wird, seine Arbeit zum Schutze der Allgemeinheit ruhen zu lassen, dann muss doch die Allgemeinheit dafür sorgen, dass diese Menschen nach Corona noch da sind. Oder was habe ich übersehen?“

Die Kulturbranche ist riesig

Tatsächlich arbeiten mehr als eine Million Menschen in der Kulturbranche, im Automobilbereich gut 800.000. Doch während die Industrie es leicht hat, in Kurzarbeit zu gehen, sind gerade freie Musiker weitgehend auf sich allein gestellt. Zwar kündigte die Politik Hilfen für Soloselbstständige an, doch viele von ihnen gingen so gut wie leer aus. Denn mit dem Corona-Soforthilfeprogramm dürfen keine Lebenshaltungskosten gedeckt werden, nur Betriebsausgaben. Die meisten selbstständigen Musiker haben aber so gut wie keine. Kindermusiker Daniel Kallauch rechnet vor: „Für die Monate Juni, Juli, August hätte ich 350 Euro bekommen. Insgesamt.“ Er gab den Antrag gar nicht erst ab. So wie Kallauch geht es vielen.

Eine ganze Branche fühlt sich von der Bundesregierung im Stich gelassen. Bis Juni waren die Einnahmen aus Konzerten laut einer Branchenstudie schon um 80 Prozent zurückgegangen. Streamingdienste verzeichneten zwar große Zuwächse, doch bei Musikern kommt davon kaum etwas an. Die Auswirkungen werden wohl erst nach der Pandemie sichtbar werden. Vor allem die jüngeren Kollegen hätten es schwer, sagt Kallauch. „Viele werden aufgeben und lieber bei Aldi an der Kasse sitzen, als ihre Miete nicht mehr zahlen zu können.“

Ein Feuerwerk im Hirn

Es gibt wohl kaum Menschen, die mit Musik überhaupt nichts anfangen können. Musikalität ist im Menschen tief verankert. Lange bekannt ist, dass Babys schon im Mutterleib Klänge, Melodien, Harmonien und Rhythmen wahrnehmen. „Eine Welt

„Musik ist die Lebensversicherung der Kirche“

Gemeinsames Musizieren ist für Kirchen besonders wichtig, sagt der Musikwissenschaftler Gunter Kreutz. Es sei in der Pandemie zwar sinnvoll, auf Singen im Gottesdienst zu verzichten. Der Leidensdruck sei trotzdem hoch. | DIE FRAGEN STELLTE NICOLAI FRANZ



Foto: Foto und Bilderwerk

Gunter Kreutz ist Professor für Systematische Musikwissenschaften an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg. Seine Forschungsschwerpunkte sind psychologische, körperliche und soziale Bedeutungen von Musizieren, Singen und Tanzen unter Laien.

pro: Professor Kreutz, heute schon Musik gemacht?

Gunter Kreutz: Gemacht noch nicht, aber gehört. Nach dem Mittagessen, zur Entspannung.

Was haben Sie denn gehört?

Ziemlich abgefahrene Musik, eine Gruppe um den Bassisten Michael League: „Snarky Puppy“, eher etwas für Insider.

Diese Musik ist aber bisweilen eher stressig. Entspannen würden die meisten Menschen dabei nicht, oder?

Musik ist Geschmackssache. Wir wissen selbst am besten, was wir gerne mögen. Die einen entspannen bei Heavy Metal, die anderen würden dabei die Wände hochklettern.

Ob Bach-Motette, Lady Gaga oder Metallica – welche Wirkung die Musik erzielt, kommt auf den Hörer an?

Absolut. Aber es gibt Schnittmengen beim Empfinden. Wenn ich eine beruhigende Wirkung erzielen und viele Menschen damit erreichen will, wähle ich eher eine Musik, die klingt wie eine sanfte Ansprache – und nicht wie eine Wutrede.

Was passiert eigentlich mit uns, wenn wir Musik hören?

Es ist ein Gesamtpaket aus verschiedenen Wirkungsebenen, wie die Forschung der letzten 20 Jahre gezeigt hat. Das Hörzentrum wird angeregt, das Hirn analysiert Klänge auf ihre Bedeutung. Es fragt sich: Kenne ich diesen Klang? Womit verbinde ich ihn? Kann ich vorhersagen, was als nächstes passiert? Man verbindet mit den Klängen Emotionen. Sie können beruhigend anmuten, anregend, aggressiv oder furchtsam. Sie können den Hörer emotional anrühren. Das müssen sie aber nicht zwingend: Ich kann eine fröhliche Musik hören, mich aber ärgern, weil ich das Stück öde finde.

Macht es einen Unterschied, ob wir Musik aus der Kon-

serve oder auf einem Konzert erleben?

Auf einem Konzert verhalten wir uns toleranter. Wir lauschen auch Stücken, die uns nicht unbedingt gefallen, weil wir die Musiker in Aktion sehen. Der Geschmack verbreitert sich, wir würdigen die Menschen auf der Bühne. Die Menschen um einen herum verstärken die Wirkung der Musik.

Musik ist also auch ein Gemeinschaftserlebnis.

Das gehört fest zur Entwicklung von Musik. Sie wurde immer in Verbänden zelebriert. Früher lief niemand schweigend mit einem In-Ear-Kopfhörer an seinen Mitmenschen vorbei. Es wurde beim Arbeiten gesungen, gemeinsam gefeiert, Musik und Gemeinschaft gehörten zusammen.

Im Moment kann man nur schwer gemeinsam musizieren. Was verlieren wir dadurch?

Man könnte ketzerisch sagen: Wir hören doch sogar immer mehr Musik. Im Zug finden Sie niemanden mehr ohne Kopfhörer, die Streamingdienste verzeichnen Rekordzuwächse. Etwas anderes sollte Sorge bereiten: Wir erziehen unsere Kinder seit Jahrzehnten viel zu wenig hin zur aktiven Musik. Das war schon vor Corona so. Wenn wir Kinder flächendeckend nicht mehr mit Chören und Musikunterricht erreichen, können wir nicht erwarten, dass sie später zu eifrigen Konzertbesuchern werden. Untersuchungen zeigen, dass Konzerte hauptsächlich von Musikern besucht werden. Dieser Schaden ist viel größer als ein oder zwei Jahre Pandemie.

Hat es einen positiven Effekt, wenn wir uns nicht nur berieseln lassen, sondern selber musizieren?

Aktives Musikhören bewirkt viel in uns, das ist etwas ganz anderes, als sich berieseln zu lassen. Wenn wir mit anderen zusammen im Chor singen und starke Gefühle damit verbinden, hat das körperliche Folgen. Das Gehirn spiegelt dieses Wohlbefinden. Es schüttet körpereigene Opiate und Bindungshormone aus. Musizieren ist daher gut für unser Wohlbefinden, auch wenn wir noch nicht wissen, welche langfristigen gesundheitlichen Auswirkungen damit verbunden sind. Wenn Kinder ein Instrument erlernen, schaffen sie damit eine wichtige Grundlage für ihre spätere Musikalität. Die meisten Chorsänger haben früher ein Instrument erlernt.

Musik hat in der Kirche schon immer eine große Rolle gespielt. Warum reicht das gesprochene Wort nicht aus?

Weil Menschen sich als Einheit fühlen, wenn sie gemeinsam singen. Man weiß, was im anderen vorgeht – weil er gerade dasselbe macht. Das ist bei einer bloßen Wortansprache nicht möglich. Man denkt nicht darüber nach, ob der Singsachbar eine andere Meinung, Herkunft oder Kultur hat, sondern man erlebt das Gefühl, gemeinsame Werte wie den Glauben zu teilen. Das schafft Empathie und Sympathie.

Wie wichtig ist das für die Gemeinschaft in der Kirche?

Von diesem gemeinschaftlichen Musikerleben lebt eine Gemeinde, sie ist die Lebensversicherung der Kirchen. Wenn das wegbricht oder zumindest angegriffen ist, hat das Konsequenzen. Deswegen ist der Leidensdruck in den Kirchen hoch. Sie sind wichtige gesellschaftliche Stützen, die helfen, die Krise besser zu bewältigen. Sie tun ihr Bestes, schränken sich aber gerade beim Gesang ein, weil das Infektionsrisiko zu hoch ist, wenn zu viele Menschen gleichzeitig singen. Deswegen ist es sinnvoll, auf gemeinsamen Gesang zu verzichten. Auch wenn es sehr schwer fällt.

Vielen Dank für das Gespräch. ■

Foto: Sören Pohl



Anika Rehorn, Jahrgang 1986, ist Pfarrerin in Hessen. In ihrer Gemeinde wird viel gesungen – in diesem Jahr aber hauptsächlich draußen.

ohne Musik wäre eine Welt ohne Menschen“, schreibt der Neurowissenschaftler Stefan Kölsch in seinem Bestseller „Good Vibrations: Die heilende Kraft der Musik“. Musik ist aus seiner Sicht das, was den Mensch vom Tier unterscheidet. „Menschen können in einer Gruppe einen Takt halten, gemeinsam einen Takt klatschen, schneller oder langsamer, ja, sogar gemeinsam schneller oder langsamer werden. Was uns simpel und trivial erscheint, kann keine andere Spezies.“ Kölsch beschreibt, wie Musik nicht nur Balsam für die Seele ist, sondern auch erfolgreich in Therapien zum Einsatz kommt: bei Schlaganfällen, Alzheimer-Demenz, Autismus und vielem mehr.

Was Musik im Gehirn auslöst, haben Wissenschaftler in den vergangenen Jahren verstärkt untersucht. Die Australierin Anita Collins, hat es sich zur Aufgabe gemacht, die Arbeit von Neurologen und Psychologen in diesem Gebiet allgemeinverständlich zu erklären. Dazu zählen natürlich Tests aus dem MRT. Forscher untersuchten, wie sich Aufgaben wie das Lesen eines Textes oder das Lösen einer Mathegleichung auf die Hirnaktivität auswirkt. Gewisse Bereiche leuchteten dabei auf. „Aber als die Forscher den Teilnehmern Musik vorspielten, sahen sie ein kleines Feuerwerk im Gehirn.“ Mehrere Bereiche leuchteten gleichzeitig auf, die die einzelnen Elemente des Gehörten analysierten und schließlich zu einem Gesamtwerk verarbeiteten.

Noch heller leuchtete der Bildschirm allerdings, als Musiker gebeten wurden, ihr Instrument zu spielen, während ihre Hirnaktivitäten dokumentiert wurden. Wer musiziert, bei dem läuft das Gehirn auf vollen Touren. Eine Vielzahl von Hirnregionen werden aktiv und kommunizieren rasend schnell miteinander: Sehen, Hören, Feinmotorik. Eine Violinistin etwa muss die Augen auf das Notenblatt richten und die Partitur korrekt interpretieren, sie muss mit der rechten Hand den Bogen in exaktem Winkel mit angemessenen Anpressdruck in der richtigen Geschwindigkeit über die richtige Saite streichen, während der korrekte Finger die Saite perfekt synchron an der richtigen Stelle aufs Griffbrett drückt – und sie das Instrument fest zwischen Kinn und Schulter klemmt. Eine neuronale Meisterleistung.

Musik spielt in allen Kulturen eine wichtige Rolle, sie existiert in einer großen Vielfalt von Rhythmen, Tonleitern, Lautstärken und Instrumenten. Musik kann beruhigen, motivieren, erschüttern, verbinden. Ein romantisches Klavierkonzert besänftigt die Sinne, der lange nicht gehörte Popsong aus der Jugendzeit

weckt nostalgische Erinnerungen, knackige E-Gitarren-Licks stehen für Energie. Musik spiegelt und verdichtet damit alle menschlichen Emotionen auf eine Weise, wie es Sprache oder Bilder nicht können. Sie ist intim, drückt Sehnsucht und Hoffnung, Freude und Schmerz aus.

Die Bibel ist voll mit Musik

Kein Wunder also, dass Musik gerade im christlichen Glauben eine so große Rolle spielt. Einer der größten Musiker und Komponisten aller Zeiten, Johann Sebastian Bach, sagte einst: „Mit aller Musik soll Gott geehrt und die Menschen erfreut werden. Wenn man Gott mit seiner Musik nicht ehrt, ist die Musik nur ein teuflischer Lärm und Krach.“ Das Besondere an der Musik in der Gemeinschaft der Christen ist seit ihren Ursprüngen, dass sie alle Gläubigen in besonderer Weise verbindet. Alle dürfen – und sollen – gemeinsam Gott loben. Niemand singt zu schief, als dass Gott das Lob nicht annehmen würde. Mitten in der Bibel findet sich mit den Psalmen sogar ein ganzes Gesangbuch. Auch an vielen anderen Stellen finden sich Lobgesänge, Lieder der Klage und der rege Gebrauch von Musikinstrumenten. Gelebter Glaube ist musikalisch, ob man gut singen kann oder nicht. Das Amen in der Kirche ist so sicher wie der Lobpreis in der Kirche. Das galt bis zu diesem Frühjahr.

Denn in der Corona-Pandemie gilt Singen als Gefahr. Wichtigste Partikel, Aerosole, verlassen beim Singen den Mund – und erhöhen das Risiko, dass sich Menschen infizieren. Je lauter man singt, desto mehr Aerosole werden ausgestoßen. Beim normalen Atmen und leisen Sprechen sind es viel weniger. Trotz Abstand und Maskenpflicht verzichten die meisten Kirchengemeinden auf Gesang. Die Regelungen der Landeskirchen unterscheiden sich: In Bayern und Württemberg ist Singen mit Abstand erlaubt, in Hessen-Nassau wird davon abgeraten, in Berlin darf in einem einstündigen Gottesdienst bis zu 15 Minuten in mindestens 3,5 Meter hohen Räumen gesungen werden, wenn Abstand gewahrt wird. Baptisten und der Bund Freier evangelischer Gemeinden raten vom Singen ab.

In Anika Rehorns Gemeinde wird normalerweise überall gesungen: Natürlich im Gottesdienst, in allen Hauskreisen, der Jugendgruppe, im Kirchenvorstand, bei den Pfadfindern. „Wir sind eine sehr musikalische Gemeinde“, sagt die Pfarrerin der

254

Wiedergaben eines Songs auf Spotify

braucht ein Musiker, um einen Euro zu verdienen – und auch nur dann, wenn er nicht bei einer Plattenfirma unter Vertrag steht. Bei YouTube Music sind es gar 1.612 Wiedergaben.

Quelle: Statista/Beat Magazin, CC BY-SA

evangelischen Kirchengemeinde Oberstedten in Hessen. Eigentlich strömen 80 bis 100 Leute in den Gottesdienst, eine gute Quote. Im März stellte die Gemeinde um auf Livestream-Gottesdienste um, seit Pfingsten gibt es ein hybrides Format: Ein

Gottesdienst mit Besuchern, der aber online übertragen wird. Gemeinsam gesungen wird nicht. Auch deswegen bleiben Einige lieber zu Hause. „Man hat das Gefühl, man darf nicht mitmachen. Gottesdienst wird ohne Singen wie zu einem Theaterstück, wo ich stumm sitze und wieder gehe.“ Rehorn selbst ist ausgebildete Sängerin und Chorleiterin und hat Freude daran, den Lobpreis zu leiten, der sich in ihrer Gemeinde wochenweise mit Orgelmusik abwechselt.

Im Sommer haben die Oberstedter Christen gerne im Freien gesungen, mit drei Metern Abstand, manchmal auch nach dem Gottesdienst. Eine Gitarre, mehr brauchte es nicht. „Das war eine total nette Stimmung“, erinnert sich die Pfarrerin. Sie spürt ein großes Bedürfnis nach Musik und gemeinsamem Gesang. Besonders im Seniorenkreis. Im Sommer trafen die Senioren sich draußen. Eine über achtzig Jahre alte Frau spielt normalerweise Klavier. „Sie hat dann gesagt: ‚Dann nehm ich halt meine Quetschkommode mit!‘ Die Senioren sangen dann gemeinsam ihre Lieblingslieder mit Ziehharmonika. Das hat mich sehr angerührt.“ Rehorn hat Tränen in den Augen, als sie das erzählt.

Ein Grundrecht auf Kultur

„Luther hat gesagt: Wer singt, betet doppelt“, sagt Thomas Nowack. Er ist Referent beim Verband für christliche Populärmusik in Bayern“, einem der kirchenmusikalischen Fachverbände der bayerischen Landeskirche (ELKB). 1.600 Mitglieder, vom Chor bis zur Band, sind dort organisiert. Alleine in der ELKB zählt Nowack 60.000 bis 80.000 Aktive in Posauenchören, Chören, Bands und Musikteams. „Die Laienmusik in Deutschland ist auf einem ganz hohen Niveau, und die Kirchen tragen dazu im großen Stil bei.“ Was Nowack berichtet, klingt sehr ähnlich wie bei vielen, bei denen sich pro umgehört hat: Verständnis für die Maßnahmen, Traurigkeit bis zu Verlustschmerz über die Auswirkungen. „Gerade die Gospel- und Popchöre sind unglaublich unglücklich darüber, dass sie kaum oder gar nicht proben können. Einige Chöre werden die Pandemie nicht überleben“, sagt Nowack.

Er kennt beide Seiten, Profis und Hobbymusiker. Als Geschäftsstellenleiter arbeitet er neben seiner Tätigkeit beim Verband auch bei der Künstlervereinigung „Das Rad“, die 400 Mitglieder hat. Unter vielen Profi-Musikern gehen die Einnahmen gegen Null. Nowack plädiert dafür, dass Kirchen gerade jetzt Musiker in die Gottesdienste holen – und bezahlen – sollten. Auftreten dürfen sie unter Corona-Auflagen, wenn es sich um einen Gottesdienst handelt. Anders als Konzerte stehen Gottesdienste unter dem Schutz der Religionsfreiheit. „Es stünde allen Kirchen, besonders den Freikirchen, gut an, jetzt eine neue Wertschätzung für Kultur zu entwickeln.“ Auch beim Staat sieht Nowack Nachholbedarf. „Oft heißt es: Kultur ist nice-to-have. Das stimmt aber nicht. Kultur ist ein Lebensmittel. Wir bräuchten ein Grundrecht auf Kultur in der Verfassung. Trotz aller Bemühungen seitens der Spitzenverbände im Bereich Kultur ist dies bis heute nicht gelungen.“

Daniel Kallauch ist dankbar für jedes Konzert, das stattfinden kann. Früher waren Anfragen von drei Monaten im Voraus für ihn schon kurzfristig. In diesem Herbst spielte er sogar Konzerte, die nur zwei Wochen zuvor vereinbart worden waren. Die Weihnachtstour für 2021 ist schon komplett ausgebucht. Eigentlich ein gutes Zeichen. „Mal schauen, was daraus wird.“ ■

DER NEUE GAUKLER GOTTES

Der Franziskaner Sandesh Manuel ist nicht nur Priester und Mönch, sondern auch Rapper und YouTuber. Und steht damit ganz in der Tradition seines Ordens. |

VON RAFFAEL REITHOFER

Sandesh Manuel kommt ursprünglich aus Indien. Heut lebt er im Franziskanerkloster in Wien und studiert am Konservatorium klassische Gitarre.

Langsam bewegt sich die Kamera auf den Altarraum zu, nur zwei Männer jenseits der Fünfzig sitzen auf dunklen Holzbänken. Pater Sandesh Manuel steht auf der Kanzel und wendet sich in seinem weiß-roten Priestergewand zur Gemeinde: „Evangelium unseres Herrn Jesus Christus!“ In den ersten Sekunden könnte meinen, ein ganz normaler katholischer Gottesdienst werde hier gefilmt. Doch plötzlich kommt alles ganz anders. Pater Manuel erklärt: „Anstelle einer Predigt möchte ich heute ein Lied rappen.“ Und das tut er nach einigen einleitenden Worten, bis der Song schließlich im Refrain „Er ist auferstanden, Hallelujaaaah! Unterschätze nicht, was du kannst!“ kumuliert. Es ist eines der vielen Musikvideos von Pater Manuel, der als YouTuber und Rapper wohl einer der unkonventionellsten katholischen Geistlichen im deutschen Sprachraum ist. Der Franziskanermönch stammt eigentlich aus Indien, aus der Elf-Millionen-Stadt Bangalore. Heute lebt er in Wien und studiert dort am Konservatorium klassische Gitarre.

Man nimmt dem 40-Jährigen ab, dass er nicht um der Aufmerksamkeit willen unkonventionelle und lustige YouTube-Videos produziert, sondern weil er

wirklich Spaß daran hat – ein Spaß, der zu seinem Verständnis von christlicher Freude gehört: „Das ist so getrennt in Europa, dass, wenn jemand gläubig ist, er ganz in einem eigenen Kreis ist, ganz fromm, Kopf tief, Knie gebeugt, nichts zu tun mit der sogenannten Welt.“ Diese Grenze möchte Manuel überwinden, indem in er seinen YouTube-Videos mit so mancher ungeschriebenen sozialer Norm für einen Priester und Mönch bricht.

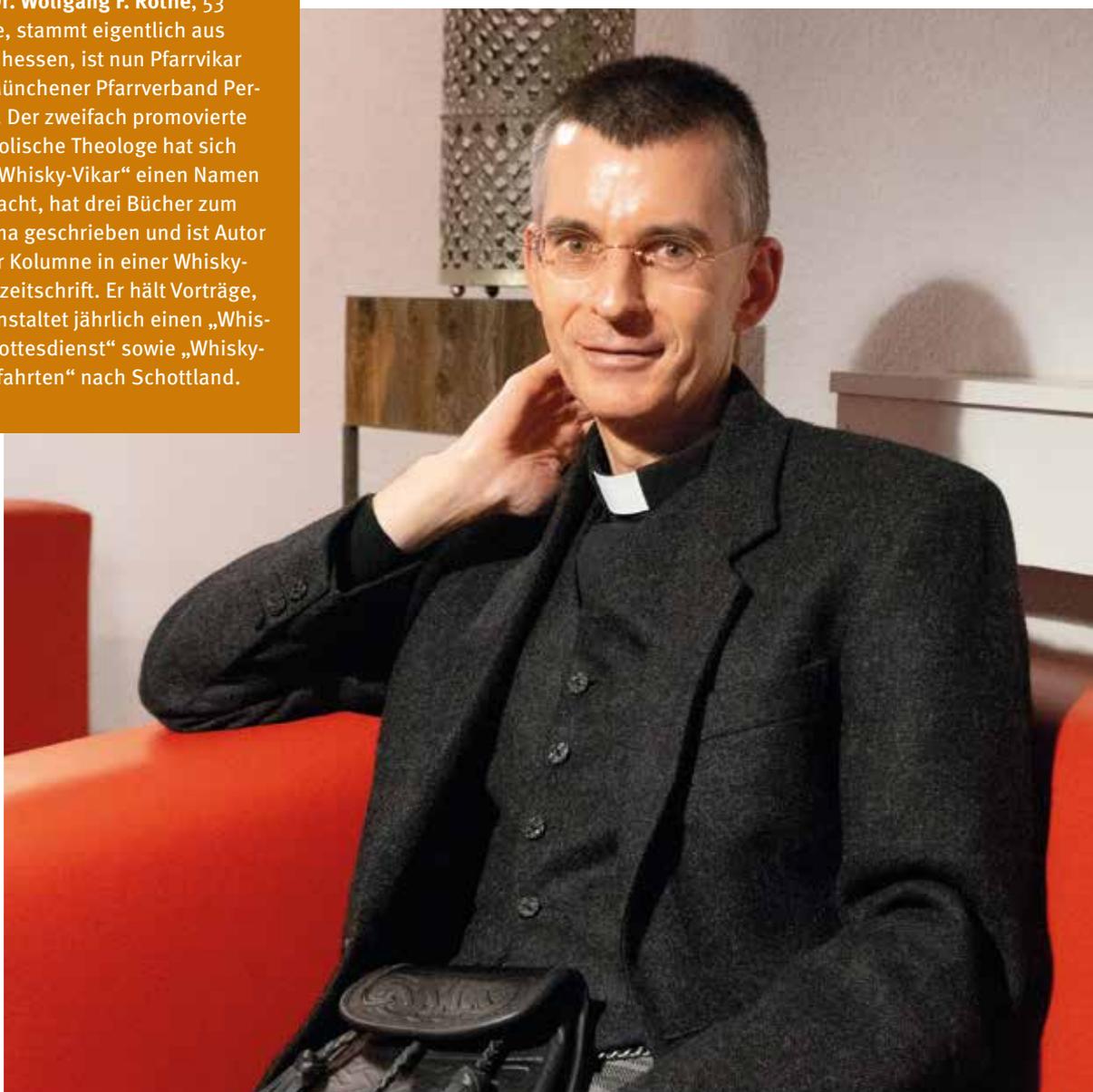
Nicht nur Klamauk

Ja, es gebe auch kritische Stimmen innerhalb der Kirche: „Das ist noch ‚out of the box‘, man ist noch nicht gewohnt, dass ein Priester so etwas macht.“ Aber Pater Manuel ist von Herzen Franziskaner und steht zu den grundlegenden Werten seines Glaubens und seiner Ordensgemeinschaft. Seit er siebzehn ist, gehört er ihr an. Der braune Habit, „ein Symbol der Tradition“, ist zusammen mit einer Pokémon-Kappe, einem „Symbol der Offenheit“, sein Markenzeichen: „Ich bin so ein verrückter Franziskaner“, sagt er über sich selbst und weist darauf hin, dass bereits Ordensgründer Franz von Assisi im italienischen Mittelalter als

„Gaukler Gottes“ bezeichnet wurde. Das kommt nicht von ungefähr, wurde letzterer doch auch durch unkonventionelle, schauspielerisch untermauerte Predigten berühmt und meinte: „Was sind wir Knechte Gottes anderes als umherziehende Sänger und Spielleute, welche die Herzen der Menschen bewegen wollen.“ Der 2016 verstorbene Theologe und Ordensmann Anton Rotzetter erklärte einmal, die Franziskaner fühlten sich „als Sänger, als Menschen, die froh sind ob der Schöpfungs- und Erlösungstat Gottes und die anderen diese Freude mitteilen wollen.“

Somit steht Pater Manuel ganz in der Tradition des Franz von Assisi, der einst ebenfalls mit Konventionen brach und die Freude am Glauben betonte. Zudem sind Manuels Videos zwar mitunter trashig, aber trotzdem alles andere als reiner Klamauk. In seinen Raps und Vlogs geht es oft auch um ernste Themen: etwa um Selbstachtung, den Schutz der Umwelt, soziale Ungerechtigkeit und um geistliche Themen im engeren Sinne. Auch das Lied „Von guten Mächten wunderbar geborgen“ findet sich in seinem Repertoire. Und – natürlich – der Sonnengesang seines Ordensgründers. ■

Dr. Dr. Wolfgang F. Rothe, 53 Jahre, stammt eigentlich aus Nordhessen, ist nun Pfarrvikar im Münchener Pfarrverband Perlach. Der zweifach promovierte katholische Theologe hat sich als „Whisky-Vikar“ einen Namen gemacht, hat drei Bücher zum Thema geschrieben und ist Autor einer Kolumne in einer Whisky-Fachzeitschrift. Er hält Vorträge, veranstaltet jährlich einen „Whisky-Gottesdienst“ sowie „Whisky-Wallfahrten“ nach Schottland.



Das Wasser des Lebens vom Whisky-Vikar

Er hat den weißen Stehkragen eines katholischen Geistlichen, trägt oben ein schwarzes Hemd, und unten rum einen Schottenrock: Wolfgang Rothe ist Vikar und Whisky-Experte in einem. Wer an einem seiner Whisky-Abende teilnimmt, merkt schnell: Whisky und Glaube haben mehr miteinander zu tun, als man vor dem ersten Schluck meinen könnte. pro hat vor einem Tasting mit ihm gesprochen. | **DIE FRAGEN STELLTE JÖRN SCHUMACHER**



„Nicht die Menge ist der Maßstab des Genusses, sondern die Mäßigung.“

pro: Wie läuft ein Whisky-Tasting mit Ihnen ab?

Wolfgang F. Rothe: Im Prinzip läuft es ab wie jedes Whisky-Tasting. Es gibt eine bestimmte Serie an Whiskys, die man vorstellt. Ich suche allerdings welche aus, bei denen es einen religiösen Hintergrund gibt. Das ist bei schottischem Whisky sehr oft der Fall: Es gibt immer wieder Geschichten zu Destillieren oder deren Umfeld, die mit Kirche oder Glaube zu tun haben und aus allen Zeiten stammen. Dann versuche ich, mit Hilfe des Whiskys Glaubenserfahrungen zu vermitteln.

Man trinkt Whisky trotz des Alkohols und nicht wegen des Alkohols?

Genau. Alkohol ist ein Lösungsmittel, und das löst auch Aromen, Geschmacksträger, die man dann eben auf diese Weise im Glas hat. Es geht nicht um den Alkohol. Bei einer Verkostung nimmt man ja auch immer nur kleine Mengen zu sich.

Sie trinken den Whisky aber und spucken ihn nicht wieder aus, oder?

Nein, das wäre zu schade. Dafür ist das Zeug auch einfach zu teuer. Ich bin kein großer Verfechter von bestimmten Regeln, wie man Whisky trinken muss oder nicht trinken darf. Manche sind da sehr dogmatisch. Aber es soll ja Lebensfreude vermitteln.

Mit Eis, ohne Eis?

Natürlich ohne Eis! Einen guten schottischen Whisky sollte man schmecken dürfen, und durch die Kühle des Eises kommen die Aromen nicht mehr so gut zur Geltung. Eis nimmt man bei amerikanischem Bourbon, damit man weniger davon schmeckt. Bei sehr starken Whiskys mit einem Alkoholgehalt von 60 Prozent und mehr tut man etwas Wasser ins Glas, um die einzelnen Aromen aufzuschlüsseln.

Was für Geschichten zum Thema Religion sprechen Sie an?

Es gibt zum Beispiel in Schottland ein einziges Benediktinerkloster, das im Mittelalter ein Brauhaus hatte, aus dem später eine Whisky-Destillerie hervorgegangen ist. Das Kloster ist in der Reformationszeit untergegangen und wurde in den 40er Jahren des letzten Jahrhunderts wiederbelebt. Aber die Destille-



Es geht um den Geschmack, nicht um den Alkohol – bei gutem Whisky kann man schmecken, wo die Destillerie stand, sagt der Theologe und Whisky-Kenner Wolfgang F. Rothe

rie stand da noch. Jetzt sind Destillerie und Kloster Nachbarn. Ein anderes Beispiel: Es gibt eine Destillerie, die heißt Pulteney, in der kleinen Ortschaft Wick. In diesem Ort, in der Heringsfang wichtig war, gab es viel Alkoholismus. Dort wurde die Abstinenzler-Bewegung sehr stark. Evangelische Geistliche marschierten zusammen mit den Frauen vor das Rathaus und demonstrierten so lange, bis die Destillieren geschlossen wurden. Sie wurden erst 25 Jahre später mit einem Fest wieder eröffnet, als sich das Alkohol-Problem gelegt hatte.

Ich hätte jetzt auch besonders an Heiligen-Geschichten gedacht ...

Die habe ich natürlich auch. Heute Abend etwa werde ich mit einem Whisky beginnen, der von der Destillerie Bladnoch im Süden Schottlands stammt. In der nahegelegenen Stadt Whithorn stand einmal das „Weiße Haus“. Das hat man jahrhundertlang so genannt, und daher kommt auch der Name der Stadt „Whithorn“. Dieses Haus war ein Kloster, gegründet vom Heiligen Ninian. Der kam aus England, was damals römische Provinz war, im Gegensatz zu Schottland. Die Schotten schichteten ihre Häuser aus Bruchsteinen auf, mit einem Loch im Dach für den Rauchabzug. Ninian wusste, wie man im Römischen Reich bessere Häuser baute, nämlich indem man Steine behaut und die Mauern verputzt, ein Kamin hielt das Innere im Winter mol-



Wenn der „Whisky-Vikar“ in eine Gemeinde kommt (hier eine Freikirche in Aschaffenburg), ist meistens jeder Platz besetzt

lig warm. Diese Architekturform breitete sich durch Ninian in Schottland aus, und die findet man heute noch in den Destillieren. Die meisten Destillieren sind weiß angestrichen und haben so eine Art Kirchturm oben drauf – das war lange Zeit der Rauchabzug.

Apropos Abstinenzler-Bewegung: Waren Sie selbst schon einmal betrunken?

Betrunken in dem Sinne, dass ich nicht mehr wusste, was Sache ist: nein. Aber bei einem Whisky-Tasting oder beim monatlichen Treffen in meinem Whisky-Club trinkt man manchmal so viel, dass man es spürt. Da wird die Zunge schon mal lockerer. Aber ich bin ein Feind von Besäufnissen. Ab einer bestimmten Menge ist es kein Genuss mehr. Nicht die Menge ist der Maßstab des Genusses, sondern die Mäßigung – eine alte Kardinaltugend. Das betrifft alles, was mit Genuss zu tun hat.

Wie viele Whiskys werden bei einem Whisky-Tasting getrunken?

Meist fünf oder sechs. Ich schicke dem Veranstalter vorher eine Liste, und der besorgt die Whiskys. Einen bringe ich selber mit. Wenn ich die Whiskys selber kaufe, stelle ich ein Spendenkörbchen auf.

Welchen Zusammenhang zwischen Whisky und Glaube gibt es noch?

Whisky wurde ursprünglich zu medizinischen Zwecken erfunden. Die schottische Whisky-Kultur ist eng mit dem schottischen Christentum verknüpft. Als die ersten Missionare nach Irland und später nach Schottland kamen, kamen sie ja nicht nur mit Worten, sondern auch mit Taten der christlichen Nächstenliebe. Sie haben Techniken und Wissen mitgebracht, um den Menschen das Leben zu erleichtern. Dazu gehörte auch medizinisches Wissen. In den Klöstern gab es immer eine Krankenstation, dort hat man Alkohol gebraucht – zum Haltbarmachen von Arzneimitteln und weil er steril war. Dieser Alkohol wurde erst aus importiertem Wein gewonnen. Das war sehr aufwendig. Irgendwann ist ein Mönch darauf gekommen, dass das auch mit Getreide funktioniert. Davon gab es da oben genug. Das war die Geburtsstunde des Whiskys. Der Start fand in Klöstern statt. Bei dem zehn Jahre alten Laphroaig, den ich heute mit habe, schmeckt man das, der riecht wie eine Apotheke. Dass der Whisky zum Genussmittel wurde, verdanken wir der Reformation.

Wie das?

In der Reformation wurden alle schottischen Klöster aufgelöst. Das Wissen zum Brauen von Whisky lag meistens bei einem bestimmten Mönch und wurde von einer Generation zur nächsten

„Jeder Genuss ist ein Vorge-schmack auf das Paradies.“

weitergegeben. Als die Klöster aufgegeben wurden, mussten die Mönche sehen, wovon sie stattdessen lebten. Ab sofort machten die zuständigen Mönche ihren Whisky nicht mehr für die Krankenstationen, sondern für den freien Markt. Es gibt keinen Nachweis, dass Whisky vor dem 16. Jahrhundert zu Genusszwecken verwendet wurde. Aber Whisky ist ja ein abgekürzter gälischer Ausdruck für „Wasser des Lebens“, das ist darauf zurückzuführen.

Und auch die Wörter Spiritualität und Spiritus sind sich ja ähnlich ...

Spiritualität ist etwas Geistliches, und den Spiritus, also „Geist“, hat man so genannt, weil beim Destillieren aus der sichtbaren Flüssigkeit etwas entweicht, was unsichtbar wird und woanders wieder auftaucht. „Spirit meets spirituality“, unter diesem Motto feiern wir einmal im Jahr einen ökumenischen Whisky-Gottesdienst. Das ist der mit Abstand bestbesuchte Gottesdienst des Jahres, da kommen mehr Menschen als zu Weihnachten.

Schenken Sie da Alkohol aus?

Nein, aber hinterher im Pfarrsaal. Ich möchte ja nicht provozieren. Ich habe aber schon mal einen Gottesdienst gemacht und am Ende gesagt: Es gibt jetzt keinen Segen, den gibt es in flüssiger Form. Gott schenkt uns seinen Segen durch Lebensfreude, die wir miteinander haben können. Jeder Genuss ist ein Vorge-schmack auf das Paradies.

Sind Sie selbst oft in Schottland?

Ja. Normalerweise bin ich zweimal jährlich in Schottland. Im Frühjahr mache ich eine Whisky-Wallfahrt mit einer Gruppe. Das ist eine im doppelten Sinn „spirituelle“ Reise: Wir besichtigen Destillieren, die einen religiösen Bezug haben und heilige Orte. Es gibt jeden Tag einen Gottesdienst, gerne auch an schönen Orten, an denen man etwas von der Größe Gottes spüren kann, etwa am Meer oder auf einem Berg.

Was sagen Sie zu Whiskys aus anderen Ländern, etwa Deutschland oder Japan?

Tatsächlich verschmähe ich alle nicht-schottischen Whiskys. Dafür werde ich manchmal belächelt. Es gibt mittlerweile in Deutschland mehr Whisky-Destillieren als in Schottland. Aber da bin ich nicht dabei – auch weil der religiöse Hintergrund nicht da ist, in Japan ebenfalls nicht.

Was macht einen guten Whisky aus?

Ein Whisky ist die Essenz einer ganzen Landschaft, einer Kultur und einer Geschichte. Das Getreide und das Wasser spielen eine Rolle, wenn die Gerste gemälzt wird, kommen Rauchnoten mit hinein. Die Gerste wird angefeuchtet und fängt an zu keimen; wenn der Keim ungefähr so lang ist wie das Korn selbst, ist der Stärkegehalt am höchsten, und dann haben sich bestimmte Enzyme entwickelt, die die Stärke in Zucker umwandeln – und den will man ja haben. Man muss diesen Keimungsprozess stoppen, und das macht man durch heiße Luft oder durch Torf-Feuer. Man kann auch heraus-schmecken, ob ein Whisky von der Küste kommt. Andere schottische Whiskys schmecken nach Bergen, Heidekraut und Sonnenschein auf nassem Stein.

Vielen Dank für das Gespräch! ■

Geben Sie Ihrem Geld eine Zukunft.

Die Notenbanken haben im Zeichen von Covid-19 mehr Geld denn je auf den Markt geworfen. Erhalten Sie die Kaufkraft Ihres Ersparnis, bevor die Inflation noch stärker anzieht. Investieren Sie mit unserem S-Deposito in Silbergranulat. Wir lagern das Edelmetall für Sie in einem Schweizer Zollfreilager. Zudem können Sie damit bei immer mehr Firmen bezahlen. Und es ist jederzeit möglich, Ihr Silber zu Liquidität zu machen. Silber ist günstig bewertet – und hat seinen Wert seit den Tagen Abrahams behalten.

Investieren
Sie jetzt
in Silber.

Gerne beantworten wir Ihre Fragen.

Telefon **0041 62 892 48 48**
Mail service@bb-wertmetall.ch
bb-wertmetall.ch



BB WERTMETALL®

✓ — AUF HERZ ✗ — UND NIEREN GEPRÜFT

Die Diagnose trifft Stefan Loss hart: Mediziner stellen bei dem christlichen Journalisten Zystennieren fest. Der Ausbildungsleiter bei ERF Medien durchlebt anschließend eine heftige gesundheitliche Berg- und Talfahrt. Statt an Gott zu zweifeln, erfährt er existenziell, dass der Glaube ihm auch in den größten Herausforderungen Halt gibt. | VON JOHANNES BLÖCHER-WEIL



Stefan Loß ist Moderator und Redakteur bei ERF Medien

Zystennieren sind unheilbar. Im Verlauf der Krankheit, die vererbt wird, kommt es zum Nierenversagen. Dass der christliche Journalist Stefan Loss auch zwölf Jahre nach der Diagnose ein relativ normales Leben führen kann, verdankt er seiner Frau. Sie hat ihm eine ihrer Nieren gespendet. Die Geschichte hat Loss in dem Buch „Auf Herz und Nieren“ aufgeschrieben.

Der Journalist geht zunächst relativ gelassen mit der Diagnose um: „Ich hatte meine existenziellen Lebensfragen schon als Jugendlicher beantwortet.“ Mit dem Glauben hatte er bis auf seine Kindergottesdienst-Besuche keine Berührungspunkte. Doch der folgende Konfirmanden-Unterricht prägte ihn. Sein Pfarrer gab ihm überzeugende Antworten auf seine Fragen. „Ich konnte glauben, dass ich kein Zufallsprodukt und von Gott geliebt bin“, bekennt er.

Als Loss die Diagnose bekommt, muss er sich erst über die Symptome informieren. Zystennieren können mehrere Kilogramm schwer werden und den Körper extrem belasten. Durch die Zysten an den Nieren ist die Filterfunktion des Organs deutlich eingeschränkt. Der heute

58-Jährige verdrängt die Krankheit jedoch erst einmal – bis die Schmerzen durch die stark angewachsenen Nieren massiv zunehmen. Im April 2015 arbeiten die Nieren nur noch zu 25 Prozent. Zysten platzen, Loss hat unerträgliche Schmerzen und immer wieder Entzündungen. Das endgültige Versagen der Nieren ist nur noch eine Frage der Zeit. Bis jemand eine passende Spenderniere bekommt, dauert es oft etwa acht bis zehn Jahre. Einzige kurzfristige Option ist eine Dialyse. Diese ersetzt die Funktion der Nieren und reinigt den Körper von Giftstoffen. Dreimal in der Woche jeweils fünf Stunden Dialyse sind eine Perspektive, an die sich Loss nicht gewöhnen will.

Schnelles Ja beider Partner

Über Freunde hört er von der Alternative einer Lebendspende durch seine Frau.

Loss hat wenige Antikörper gegen das Gewebe seiner Frau. Sie sagt sofort Ja zu einer Transplantation, obwohl sie um die Risiken weiß. „Sabine war ganz nüchtern. Im Spaß hat sie zu mir gesagt, dass sie mein Gejammer nicht hören kann“, schmunzelt er.

Beim MRT entdecken die Ärzte verdächtiges Gewebe an der rechten Niere. Sie vermuten Krebs. Sollte sich der Verdacht bestätigen, wäre eine Transplantation unmöglich. In der Heidelberger Uniklinik wird im Sommer 2016 die rechte Niere mit dem verdächtigen Gewebe entfernt. Es folgt eine Zeit des Hoffens, Wartens und Betens – und schließlich der negative Befund: Kein Krebs.

Die nächsten acht Monate muss Loss regelmäßig dialysiert werden. Besuche bei verschiedenen Fachärzten sind in der Zeit nötig, um jedes Risiko auszuschließen. Jede Diagnose kann das Aus für die

Foto: Brunnen-Verlag

Pläne bedeuten: vom Bluthochdruck bis zu Weisheitszähnen. Nach Abschluss aller Tests sprechen sie bei der Ethikkommission in Karlsruhe vor, die der Lebendspende zustimmt. Der letzte entscheidende Gewebetest fällt positiv aus. Die Ärzte geben ihr Einverständnis.

Im November 2016 beginnt schließlich der stationäre Aufenthalt in der Heidelberger Nierenklinik. „Ich wollte dort eine super Zeit mit Gott haben und ihm ständig nahe sein.“ Es sollte anders kommen. Rückschläge bleiben nicht aus: Kurz vor der geplanten Transplantation stimmen die Blutwerte nicht. Die Operation muss verschoben werden. Wieder sind Warten und Dialyse angesagt. Das Warten zehrt an den Nerven.

Allergie gegen fromme Floskeln

Die Zeit hat seinen Glauben verändert. Loss möchte ihn echt, authentisch und ohne platte Antworten leben. Das bedeutet für ihn, bei menschlichen Katastrophen sprachlos sein zu dürfen. Die Texte von Dietrich Bonhoeffer, Paul Gerhardt und Jochen Klepper hat er neu schätzen gelernt: „Das waren keine Happy-Clappy-Christen. Sie haben viele Rückschläge erlebt und schreiben in ihren Texten trotzdem von Gottes Glanz und Herrlichkeit.“ Loss ist, wie er selbst sagt, „nachhaltig allergisch gegen fromme Klugscheißerei“. Er ist sich sicher, dass Gott auch heute noch Wunder tun kann: Aber er weiß auch, dass er darauf keinen Anspruch hat.

Vor der Operation nimmt Loss Medikamente, damit sich der Körper auf die Niere seiner Frau einstellt. Der Prozess ist langwierig, anstrengend, aber medizinisch notwendig: „Ich hatte Angst, das Pensum an medizinischen Untersuchungen nicht noch einmal zu schaffen.“ Am 28. Februar ist es soweit. Die OP bei seiner Frau verläuft reibungslos. Kurz bevor er selbst in den OP-Saal geschoben wird, liest eine Besucherin seinem Bett-nachbarn Psalm 121 vor: „Das gab mir inneren Frieden.“

Oft hat er Gott „mit geballten Fäusten“ nach dem Warum der Krankheit gefragt. Die Antwort erahnt er heute. Die eigene Begrenztheit hat dazu geführt, dass er die Lebenszeit noch bewusster genießen möchte: „Ich habe an Aschermittwoch eine neue Niere bekommen und bin am

Ostersonntag wieder glücklich nach Hause gekommen. Diese doppelte Passionszeit begleitet mich mein Leben lang.“

Beerdigung schon geplant

Zwölf Wochen nach der Transplantation fängt er an, stundenweise zu arbeiten. In seiner Freizeit ist er viel mit dem E-Bike unterwegs. Gemeinsam sind er und seine Frau, die zusammen drei Kinder haben, als Großeltern gefordert. Die Nieren arbeiten mittlerweile zu jeweils 60 Prozent. Eine große Narbe zeugt von der Transplantation. Loss hat begonnen, sich in einer Selbsthilfegruppe mit Gleichgesinnten zu engagieren. Hier hält er Vorträge und will in naher Zukunft einen Podcast über diese Arbeit und die Krankheit starten. „Ich kann mit Betroffenen auf Augenhöhe über ihre Ängste, Hoffnungen und Chancen reden.“

Wer Loss zuhört, merkt, dass er an seiner Krankheit gereift ist: „Gott hat mich auch in den Tiefen im Krankenhaus an die Hand genommen.“ Er hofft, dass er mit seiner Biografie Menschen ins Nachdenken bringen kann über den eigenen Halt im Leben. Und dass suchende Menschen durch seine Geschichte etwas vom christlichen Glauben erfahren – schließlich habe Gott am Kreuz „seine eigene schlimmste Niederlage zum größten Triumph werden lassen“.

„Es drückt und zwickt an vielen Stellen. Ich weiß, dass ich nie wieder gesund werde“, sagt Loss. Durchschnittlich hält die Niere einer Lebendspende 18 bis 20 Jahre: „Vielleicht kann ich die Niere meiner Frau bis zu meinem Tod behalten.“ Das würde ihm eine weitere Dialyse ersparen. Das Bewusstsein um die eigene endliche Lebenszeit hat noch etwas verändert: „Meine Frau und ich prüfen, was und welche Beziehungen mir und uns als Familie gut tun.“

In manchen Krankheitsphasen hat er darüber nachgedacht, ob es eine Alternative wäre, auf weitere Behandlungen zu verzichten. Seine Frau berichtet ihm später, dass sie sogar schon seine Beerdigung geplant hat. Aktuell ist das für Loss kein Thema: „Ich bin dynamisch im Kopf und möchte vor allem junge Leuten ermutigen, ihre Talente zu erkennen und zu nutzen.“

In seinem Alltag hat sich nach überstandener Krankheit nicht viel geändert. Loss geht wieder Vollzeit arbeiten wie zuvor. Nur das geschwächte Immunsystem meldet sich ab und zu. „Vielleicht sind das aber auch die Alterserscheinungen.“

80.000 Deutsche leiden an **Zystennieren**. Die Krankheit wird mit 50-prozentiger Wahrscheinlichkeit vererbt. Manchmal gibt es auch Spontanmutationen und die Krankheit tritt auf, obwohl es keine betroffenen Elternteile gibt. Sie ist nicht zu therapieren, aber Medikamente können das Wachstum verlangsamen. Aktuell warten in Deutschland 8.000 Menschen auf eine Nierentransplantation, 2.000 werden pro Jahr transplantiert. Nieren von Lebendspendern haben eine längere Lebensdauer. Die Lebendspende ist eine medizinische und ethische Herausforderung. Der Arzt entnimmt einem gesunden Menschen ein Organ. Wenn er nur noch mit einer Niere lebt, verbleibt ein Restrisiko. Mit einer Organspende dürfen keine finanziellen oder sonstigen Verpflichtungen verbunden sein. Spenden sind nur erlaubt zwischen Menschen, die eine enge emotionale Bindung haben.

Foto: Robina Weermeijer



TÄUFER BEWEGUNG

500 JAHRE RADIKALE JESUS-NACHFOLGE

Bei der Gläubigentaufe begehrt der Täufling bewusst die Taufe als Ausdruck seiner Bekehrung zu Christus. In taufgesinnten Gemeinden geschieht die Taufe in der Regel durch Untertauchen des Täuflings im Wasser.

2025 wird die Täuferbewegung ein halbes Jahrtausend alt. Im Oktober hat das Gedenken zum 500-jährigen Bestehen begonnen. Das Jubiläum soll sich – in Anlehnung an das mehrjährige Reformationsjubiläum – über fünf Jahre erstrecken und an Geschichte, Tradition, Werte und Erbe der Täufer erinnern. Martin Fritz, Referent der Evangelischen Zentralstelle für Weltanschauungsfragen, erklärt die Ursprünge und Wesensmerkmale „der dritten reformatorischen Strömung“. | DIE FRAGEN STELLTE NORBERT SCHÄFER

pro: Herr Fritz, was sollte man über die Ursprünge der Täuferbewegung wissen?

Martin Fritz: Das Jubiläum führt zurück in die Anfänge der reformatorischen Bewegung. Der Ursprung liegt 1525 im Bereich der Züricher Reformation von Huldrych Zwingli. Der wollte zur Einführung eines neuen evangelischen Abendmahls die Erlaubnis des Rates der Stadt Zürich einholen. In seinem Umfeld gab es aber einige radikalere Kräfte, die das ablehnten und sagten: Das hat nicht der Rat der Stadt zu entscheiden, sondern allein die Kirche. In diesem Konflikt hat sich eine Bewegung abgespalten, die dann eine Wiedertaufe, die Glaubenstaufe, also die Taufe eines entschiedenen Christen, ganz unabhängig von irgendwelchen staatlichen Vorgaben und als Ausdruck eines kompromisslosen Christentums verstand. Das war zunächst nur eine Gruppierung in Zürich und Umgebung. Es gab dann aber sehr schnell auch andere Zellen im ganzen Reich, die sich am Rand der reformatorischen Bewegung bildeten. Man spricht auch vom „linken Flügel der Reformation“, von der „radikalen Reformation“, denen Martin Luther und Philipp Melancthon zu leisetretterisch, zu unentschieden, zu sehr um Ausgleich und Kompromisse mit den Herrschenden und mit der Kirche in Rom bemüht waren. Dieser Zweig der Reformation propagierte stattdessen ein direkt an der Bibel, an entschiedener Jesunachfolge orientiertes Christentum.

Was waren die Wesensmerkmale dieser Bewegung?

Da ist zunächst der Drang, frei von obrigkeitlicher Bevormundung und in diesem Sinne „freikirchlich“ zu sein. Mit der Distanz zur Obrigkeit ging auch eine starke Ablehnung eingesetzter kirchlicher Amtsträger einher, wir haben also bei der Täuferbewegung ein starkes Laienelement. Dazu kam der Versuch, ein radikales, entschiedenes, reines Bekenntnischristentum zu leben. Jeder wirklich

Glaubende sollte sich zu Gott, zu Christus bekehren und dieser Bekehrung durch eine Glaubenstaufe Ausdruck verleihen. Das Bekenntnis führt zur Taufe – im Gegensatz zur Kindertaufe, die natürlich kein Bekenntnis voraussetzen kann. Das grundlegende Stichwort der Täuferbewegung war also, so könnte man sagen, Radikalität. Dazu gehörte auch die Tendenz, sich von der Welt abzusondern: auf der einen Seite die Gemeinde der Reinen, auf der anderen Seite die gottlose Welt – einschließlich der Kirche der lauen Christen.

Also ein gewisser Dualismus zwischen den Frommen und der Welt?

Ja, genau. Der gründete vor allem in einem gelebten Biblizismus. Die Bibel musste unbedingt und wörtlich ernst genommen werden als Wort Gottes. Wenn etwa in der Bergpredigt steht: „Du sollst nicht schwören“, dann muss man den Eid verweigern. Oder man muss den Kriegsdienst verweigern, weil da steht: „Du sollst dem, der dich schlägt, auch die rechte Wange hinhalten“, statt dich zu verteidigen. Die radikale Orientierung an der Bibel war ein Kennzeichen dieses entschiedenen Christentums und die Grundlage für einen ethischen Rigorismus. Auch die Kritik an der Kindertaufe war biblisch begründet: Von einer Säuglingstaufe steht ja nichts in der Bibel. Da werden Erwachsene getauft. Also sollen das die Jesus-Nachfolger in Orientierung an dieser urchristlichen Praxis auch tun.

Warum hat die Taufe so ein Gewicht?

Weil sich darin auch die Naherwartung des Wiederkommens von Jesus ausdrückt, also ein apokalyptischer Einschlag. Die Glaubenstaufe gilt als eine Versiegelung mit dem Heiligen Geist für die endzeitliche Heilsgemeinschaft. Aber ein entscheidendes Merkmal der Täuferbewegung habe ich noch gar nicht genannt, nämlich ihren Spiritualismus.

Was meinen Sie damit?

Eine mystische, auf das innere Hören des Heiligen Geistes ausgerichtete Prägung

des Glaubens. Äußerlichkeiten wie Sakramente und Liturgie wurden relativiert zugunsten eines unmittelbaren Kontakts, eines unmittelbaren Innewerdens des Heiligen Geistes. Der Heilige Geist muss nicht unbedingt durch das Bibelwort zu einem Christen sprechen, sondern kann sich ihm auch direkt innerlich offenbaren. Es gab Radikale wie beispielsweise Thomas Müntzer, der, getrieben vom „inneren Licht“ des Heiligen Geistes, in den Bauernkrieg zog, im Glauben, er werde so das Reich Gottes herbeiführen.

Damit wäre das relativ bunte Feld der historischen Täuferbewegung ganz gut charakterisiert, wobei man sehr leicht vieles wiederentdeckt, wenn man gegen-

THEMENJAHRE „500 JAHRE TÄUFERBEWEGUNG 2025“

2020

gewagt! mündig leben – Taufe –
Freiwilligkeit – Religionsfreiheit

2021

gewagt! gemeinsam leben –
Gleichheit – Verantwortung –
Autonomie

2022

gewagt! konsequent leben –
orientiert an Jesus – nonkonform –
bekennen – Martyrium

2023

gewagt! gewaltlos leben –
Friedenskirche – Widerstand –
Versöhnung

2024

gewagt! Hoffnung leben – Reich
Gottes – Utopie – Erneuerung

taeuferbewegung2025.de/intro

wärtige Freikirchen anschaut.

Welche Kirchen würden Sie heute zum Kern der Täufer rechnen?

Im engeren Sinn klassische Täuferkirchen sind die Mennoniten und die Amischen, in einem weiteren Sinne auch die Baptisten und die Quäker. Den Wirkungskreis der reformatorischen Täuferbewegung würde ich aber noch weiterziehen und sagen: Über einige historische Vermittlungsstationen sind auch die Pfingstbewegung und die charismatische Bewegung Erben der reformatorischen Täuferbewegung. Nämlich durch das Bewusstsein, dass der Heilige Geist unmittelbar im eigenen Erleben vernommen werden kann und dass deswegen äußere Elemente des Glaubens – wie in den großen Kirchen die Sakramente, aber auch das biblische Wort – nicht immer so zentrale Rollen spielen.

Wo liegt die Schnittmenge aller Erben der Täuferbewegung?

Auf jeden Fall in der Absicht, ein „ent-

Eine gute Frage. Ich finde, sie müssten es eigentlich tun, die Analogien liegen auf der Hand. Gerade bei dem starken Spiritualismus, wie man ihn bei Teilen der radikalen Reformation findet, müssten sich Pfingstler zu Hause fühlen. Die meisten Pfingstkirchen praktizieren auch die Glaubenstaufe. Das ist ein deutliches äußeres Merkmal.

Wie sehr ist der ökumenische Gedanke bei der Täuferbewegung ausgeprägt?

Eine gewisse Offenheit für die Ökumene ist gewachsen. Aber der Markenkern, der Identitätskern der Bewegung, nämlich ein entschiedenes, kompromissloses Christentum, steht dazu in Spannung. Das Bestreben, reines Christentum umzusetzen, macht Kompromisse im Gespräch und die Offenheit für andere Glaubensausprägungen tendenziell zu einem Problem. Ein Stichwort ist die historisch-kritische Exegese, die sich weitgehend in der akademischen Theologie und in den großen Kirchen – evangelisch



Foto: Rudi Ott

Der Theologe Martin Fritz ist Wissenschaftlicher Referent der Evangelischen Zentralstelle für Weltanschauungsfragen

ins Verhältnis zueinander treten müssen. Da äußert sich die charakteristische Entschiedenheit häufig als Kompromisslosigkeit, was die Gesprächsbereitschaft nicht unbedingt fördert. Zum institutionellen ökumenischen Dialog gibt es also insgesamt eher eine gewisse Distanz.

Vielen Dank für das Gespräch! ■

Täufer wurden im 16., vereinzelt noch im frühen 17. Jahrhundert als „Ketzer“ hingerichtet – wobei Frauen bevorzugt ertränkt, Männer auf dem Scheiterhaufen verbrannt wurden. Neben den Mennoniten sind im weiteren Sinne und von ihrem Selbstverständnis her die Baptisten zur Täuferbewegung zu zählen und weltweit gesehen auch die Hutterer und die Amischen. Aber auch etwa die Freien evangelischen Gemeinden und Pfingstgemeinden

identifizieren sich mit Glaubensüberzeugungen der Täuferbewegung. Zur „Mennonite World Conference“, dem weltweiten Dachverband der Mennoniten, gehören laut Astrid von Schlachta, der Vorsitzenden des Vereins „500 Jahre Täuferbewegung 2025, weltweit rund 2,13 Mio. getaufte Mitglieder. Im 16. Jahrhundert vertraten die Täufer die Glaubens- oder Erwachsenentaufe, eine Trennung von „Staat“ und Kirche, also staatlich unabhängige Gemein-

den, Wehrlosigkeit, Verweigerung des Eides, konsequentes Priestertum aller Gläubigen und Gütergemeinschaft (Hutterer). Heute sind die Mennoniten sehr divers, so dass pauschale Antworten zum Selbstverständnis schwierig sind. Es gibt Zweige, die das Friedenszeugnis stärker betonen, andere, die etwas stärker evangelikal ausgerichtet sind, und weitere, die sich in der Tradition der Brüdergemeinden sehen.

schiedenes Christentum“ zu leben und zu realisieren. Und darin, dass sich dies in der entschiedenen Anerkennung der Autorität der Bibel ausdrückt, die man als direkte, authentische, irrtumslose Offenbarung Gottes ansieht und als festes Fundament des eigenen Lebens. Dieser Anspruch der „Bibeltreue“ verbindet die meisten Formen eines „entschiedenen Christentums“. Beim Pfingstchristentum kommt dann die starke Betonung des Geistes und der inneren Offenbarung noch dazu. Bei den Pfingstkirchen führt das mitunter auch zu einer gewissen Spannung zum Biblizismus.

Sehen sich Pfingstkirchen denn selbst als Untergruppe der Täuferbewegung?

wie katholisch – durchgesetzt hat. Aus Sicht der Pfingstler wie auch vieler Evangelikaler widerspricht sie der im christlichen Leben geforderten „Bibeltreue“. Das ist eine Daueranfechtung im ökumenischen Gespräch.

Ich glaube aber, dass den Täufern eine grundlegende Offenheit gegenüber jedem aufrechten Christentum eigen ist, dass man sich freut über jede Form von authentisch gelebtem Glauben. Man wird sich, wie im Evangelikalismus, sagen: Auch in den evangelischen Großkirchen, auch im Katholizismus, findet man aufrechte, innerlich lebendige Christen – bei allem, was da vielleicht abzulehnen ist. Schwieriger ist es, wenn ganze Kirchen



Foto: Astrid von Schlachta

Die Historikerin Astrid von Schlachta ist Leiterin der Mennonitischen Forschungsstelle. Im Juni erschien ihr Buch „Täufer. Von der Reformation ins 21. Jahrhundert“ bei utb.


Kinder aus Armut befreien
Compassion[®]
im Namen Jesu


Kinder aus Armut befreien
Compassion[®]
im Namen Jesu

Broschüre schon weg? Macht nichts!
Einfach unter info@compassion.de
ein Exemplar bestellen.

Die Ärmsten der Armen trifft es immer doppelt

Wir stehen zusammen



SPENDENKONTO

BANK: Evangelische Bank eG
IBAN: DE57 5206 0410 0000 8020 42
BIC: GENODEF1EK1
SPENDENZWECK: Corona-Hilfe

www.compassion-spenden.de

Ein Teppich aus Licht

Wer im niederrheinischen Kalkar die Kirche St. Nicolai betritt, bekommt etwas Besonderes zu sehen: Die 22 neuen Fenster der Hallenkirche aus dem 15. Jahrhundert stellen nicht wie meistens üblich biblische Szenen dar, sondern abstrakte Muster, die an die moderne Naturwissenschaft angelehnt sind: Wunder der Teilchenphysik sowie Astronomie-Fotos sind darin verarbeitet. | VON JÖRN SCHUMACHER

Der Wiesbadener Künstler Karl Martin Hartmann konnte am 3. Oktober 2020, nach 24 Jahren Arbeit, der katholischen Gemeinde in Kalkar das letzte Fenster übergeben. Nun leuchten Kreise, Ellipsen und Kästchen in der Kirche, manche sehen aus wie Atome, andere wie menschliche Zellen oder Bakterienkulturen, es gibt Blumen, Sterne und Planeten. Die Motive der 22 zwölf Meter hohen Fenster von St. Nicolai sind an die moderne Naturwissenschaft angelehnt. „Ich bin im ersten Leben Mikrobiologe“, sagte Hartmann gegenüber pro. Er studierte zudem an der Hochschule für Bildende Künste, der Städelschule in Frankfurt am Main.

„Wissenschaft kommt ins Gespräch mit Glaube.“

Sein Fenster-Zyklus in Kalkar beginnt bei den Elementarteilchen und führt über Blumen und Früchte hin zum ganz Großen, den Sternen. Dabei verwob Hartmann auch die jüdische Mystik sowie biblische Geschichten in den Fenstermotiven. Auch sogenannte Feynman-Diagramme hat er verarbeitet, die in der Teilchenphysik verwendet werden. Für Hartmann, der sich selbst als nicht gläubig im Sinne kirchlicher Kategorien bezeichnet, ist Naturwissenschaft eine „Schöpfungsbeschreibung mit modernen Mitteln“.

Den Pfarrer der Gemeinde, Alois van Dornick, erinnert das Großprojekt im Wert von rund drei Millionen Euro an Psalm 104: „Licht ist dein Kleid, das du anhast; du breitest aus den Himmel wie einen Teppich.“ Auf die Frage, was er in den Motiven sehe, sagt der Pfarrer: „Ich sage immer, man sollte die Fenster nicht erklären, man sollte sie fühlen“, und fügt hinzu: „Wissenschaft kommt ins Gespräch mit Glaube. Das ist toll.“ ■

Lesen Sie den ausführlichen Bericht online:
<https://bit.ly/kirchenfenster>

Fotos: pro/jörn Schumacher



Bilder aus der Naturwissenschaft hat der Künstler Karl Martin Hartmann in seinen Kirchenfenstern in St. Nicolai in Kalkar eingebaut

DIE PERSÖNLICHKEIT GOTTES LIEGT JENSEITS DER PHYSIK

Dem Astrophysiker Heino Falcke und seinen Forschungskollegen gelang am 10. April 2019 das erste Foto eines Schwarzen Loches. In seinem Buch „Licht im Dunkeln“ beschreibt er, wie es dazu kam. Und er erklärt, wie die Erforschung des Alls auch die Frage nach dem Ursprung der Welt, nach Gott und seinem Verhältnis zu den Menschen berührt. pro druckt einen Auszug daraus.

Ist Gott [...] heute überhaupt noch der Rede wert? Ist Gott dank des naturwissenschaftlichen Fortschritts nicht zum Lückenbüßer geschrumpft, den unser Wissen in eine immer kleinere, weit entfernte Nische gedrängt hat? Wer behauptet, Gott sei überflüssig, weil die moderne Physik bereits alle Fragen beantwortet habe, wie Stephen Hawking es tat, macht es sich zu einfach. Im Gegenteil sage ich: Gott ist heute nötiger denn je. Der großen philosophischen Frage, woher wir kommen, ist die Naturwissenschaft letztlich keinen einzigen Schritt näher gekommen, auch wenn wir unfasslich viele Facetten der Entwicklung des Lebens und des Universums entdeckt haben. So wenig man an die Unendlichkeit heranrücken kann, so wenig kann man sich dem Ursprung annähern. Wir wissen heute viel mehr als jemals zuvor, aber wir wissen auch viel mehr von dem, was wir nicht wissen können. Die Lücke der Unkenntnis, die Gott ausfüllen soll, ist größer und viel grundsätzlicher geworden, als sie jemals war. Sie umfasst den Ursprung des ganzen Alls, möglicherweise vieler Universen, der ganzen subatomaren Quantenwelt. Woraus ist dies hervorgegangen, und wo führt es hin? Wir haben die Spielregeln des Alls besser verstanden, aber woher das Spiel und die Regeln kommen, haben wir nicht beantwortet. Wer sich auf unseren beeindruckend in den Himmel ragenden babylonischen Turm des Wissens stellt und einen allumfassenden Sieg der Wissenschaft reklamiert, Gott für tot er-

klärt, wäre nicht der Erste, über den Gott von Ferne milde lächelt.

Die Diskussion zwischen Glauben und Wissenschaft kommt mir daher wie der Wettlauf zwischen Hase und Igel vor: Der Hase namens Wissenschaft macht sich über die krummen Beine seines Gegners lustig und rennt fleißig seine Wege hin und her, nur um festzustellen, dass Gott wie der gewitzte Igel ist – und immer schon vorher da war.

Ist Gott dann aber nur eine Abstraktion und eine menschliche Projektion? Das ist sicherlich wahr, denn jede Vorstellung von Gott ist immer menschlich und abstrakt. Unser Verstand versucht, etwas Unbegreifliches begreiflich zu machen, und dafür benutzen wir auch abstrakte Konzepte. Das heißt aber nicht, dass das, was dahinter aufscheint, nicht existiert. Eine komplexe Zahl ist ein abstraktes Konzept in mathematischen Gleichungen, trotzdem hat sie zur Vorhersage des sehr realen Positionen geführt, das wirklich existiert.

Tatsächlich sind auch Naturgesetze abstrakte menschliche Konstrukte, die trotzdem ausgesprochen reale Prozesse beschreiben. Streng genommen existieren Naturgesetze nur in unseren Köpfen. Kein Apfel weiß etwas vom Newtonschen Gravitationsgesetz oder von Einsteins Relativitätstheorie, und trotzdem fällt jeder Apfel jedes Mal herunter, egal aus welcher Höhe man ihn fallen lässt. Die Gravitationsgesetze sind real, weil ein



Der Astrophysiker Heino Falcke, geboren 1966, ist Professor an der Radboud Universität in Nimwegen in den Niederlanden. Unter seiner Leitung gelang es Forschern am 10. April 2019 mit dem Event Horizon Telescope (EHT), einem Verbund mehrerer Radioteleskope, das erste Foto eines Schwarzen Loches zu machen. Für seine Forschungsarbeiten hat Falcke bereits mehrere Auszeichnungen bekommen, unter anderem den Spinoza-Preis, die höchste wissenschaftliche Ehrung in den Niederlanden. In diesem Jahr erhielt er mit den anderen Mitgliedern des EHT-Forschungsverbundes die Albert-Einstein-Medaille sowie den Breakthrough Prize In Fundamental Physics. Falcke ist Prädikant der Evangelischen Kirche im Rheinland.

Foto: pro/jörn Schumacher

Apfel fällt; genauso ist Gott als erste Ursache real, weil die Welt entstanden ist.

Naturgesetze sind abstrakte Beschreibungen der Wirklichkeit in der Sprache der Mathematik. Aber Naturgesetze beschreiben nicht umfassend die ganze Wirklichkeit. Einfache Systeme beschreiben sie erstaunlich genau. Je komplexer die Natur wird, desto schwieriger kann man sie in einfacher Mathematik ausdrücken. Jede mathematische Formel, jedes Computerprogramm ist immer nur eine Näherung an die Wirklichkeit. Nur die Wirklichkeit selbst ist eine perfekte Beschreibung der Wirklichkeit, nur das All ist eine perfekte Beschreibung des Alls, nur ein Mensch ist eine perfekte Beschreibung seiner selbst. Aber über diese perfekten Beschreibungen verfügen wir nicht, daher

mer größer als das, was wir uns unter ihm vorstellen. Das gilt für den Gläubigen wie für den Atheisten. Es enttäuscht mich manchmal schon, wie Gott zu einer Karikatur verzerrt wird, um ihn entweder vor den eigenen Karren zu spannen oder sich über ihn lustig zu machen. Gott ist weder ein Spaghettimonster noch ein weißer amerikanischer alter Mann ohne Bart.

Aber ist das Nachdenken über Gott überhaupt sinnvoll? Was nützt es, über Gott zu reden, wenn Gott jenseits unseres Erfahrungshorizonts liegt? Auch wenn die Entstehung des Kosmos letztlich nicht erforschbar ist, so sind es die Auswirkungen auf jeden Fall. Tatsächlich berechnen Physiker auch das Innere von Schwarzen Löchern, obwohl sich ihr Inneres gar nicht messen lässt.

„Wenn uns die Wissenschaft des Weltalls gezeigt hat, wie klein wir sind, dann sagt Gott uns, wie wertvoll wir sind.“

stehen uns nur viele unzureichende Zugänge zur Wirklichkeit, zum Weltall und uns selbst als Menschen offen.

Genauso ist nur Gott selbst eine vollständige Beschreibung seiner selbst. Jedes Reden über Gott kann nur ein Stammeln sein. Jeder, der meint, er wisse genau, wer Gott ist oder wer Gott nicht ist, hat ihn oder sie offensichtlich nicht verstanden. Es ist daher ein Zeichen tiefer Erkenntnis, dass sich in der Bibel das Gebot findet, sich kein konkretes Bild von Gott zu machen. Gott ist in keinem Bild zu fassen. Deus semper maior – Gott ist im-

Gottfried Wilhelm Leibniz führte im frühen 18. Jahrhundert eine sehr reduzierte Gottesversion ein, nämlich das Bild Gottes als eines Meisteruhrmachers: Gott ist die erste Ursache; er setzt die Welt in Bewegung, und seitdem läuft ihr perfektes Räderwerk, das Gott meisterhaft gebaut hat, gleichbleibend und permanent weiter. Gott hat so vollkommen gearbeitet, dass er sich nicht mehr um dieses Universum zu kümmern braucht.

[...] Für mich persönlich ist Gott mehr als ein Uhrmacher. In meiner Religion zeugt die Bibel von einem reichen Schatz an

Namen, Begegnungen und Geschichten von und mit Gott. Andere Religionen kennen vergleichbare göttliche Erzählungen. Diese Gottesbeschreibungen sind über viele Generationen hinweg aus freud- und leidvollen Erfahrungen, Fragen, Sehnsüchten und Hoffnungen der Menschen im Umgang mit dieser Welt entstanden. Dies alles beschreibt erlebte Wirklichkeit, ist aber nicht in der Sprache der Mathematik geschrieben, sondern in der Sprache der Erfahrung, der Poesie, der Träume, der Weitsicht und der Weisheit.

Die Frage, ob ich geliebt werde oder was ich wert bin, erschließt mir die Sprache der Mathematik nicht – außer vielleicht, wenn ich selbst Mathematiker bin. Zu denken, ich könnte und dürfte all diese Menschheitserfahrungen einfach so beiseiteschieben, nur weil ich heute die Physik besser verstehe als die Menschen vor 100 Jahren, erscheint mir gewagt, beinahe überheblich.

„Fällt ein Apfel im Einklang mit den Naturgesetzen nach unten, dann ist das für mich großartige Physik, aber auch Ausdruck eines verlässlichen Schöpfers, der gestern, heute und in Ewigkeit derselbe ist.“

Dieses Suchen nach Gott bleibt daher hochaktuell und wichtig. Denn wie ich den Anfang denke, bestimmt auch, wie ich das Heute und das Morgen sehe. Vom Uhrmacher-Gott erwarte ich Regelmäßigkeit und Verlässlichkeit, aber kein Interesse an meiner oder irgendeiner anderen Person. Ist Gott aber für mich nicht nur etwas, sondern auch Person, also jemand wie in den monotheistischen Religionen, dann erwarte ich, dass Gott mein Gegenüber ist, von dem ich heute und morgen noch Neues erwarten kann und darf. Gott als Gegenüber ermöglicht Begegnungen. Im christlichen Glauben drückt sich die Persönlichkeit Gottes sowohl in der Hingabe des Menschensohns Jesus Christus als auch in der Gemeinschaft der Gläubigen und in der Größe der Schöpfung aus. [...]

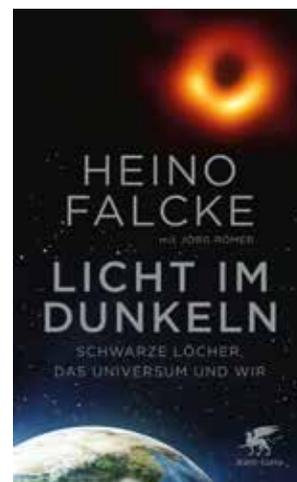
Allerdings liegt die Persönlichkeit Gottes jenseits physikalischer Detektoren. Wenn uns die Wissenschaft des Weltalls gezeigt hat, wie klein wir sind, dann sagt Gott uns, wie wertvoll wir sind. Wertschätzung ist keine physikalisch messbare Größe. Sie muss von außen kommen und innen empfunden werden. Eine Liebeserklärung lässt sich nicht mit Teilchenbeschleunigern oder Teleskopen begreifen – außer vielleicht, wenn ich das ganze wunderbare Universum, auch mit seinen leidvollen Seiten, als eine einzige Liebeserklärung an uns Menschen erachte. Liebeserklärungen sind ausgesprochen persönlich: Den einen erfüllen sie, den anderen lassen sie kalt. Zwei Menschen, die denselben Brief bekommen, lesen darin oft etwas ganz anderes. Die Frage nach der Persönlichkeit Gottes ist eine zutiefst menschliche Erfahrung, die jeder und jede einzelne zunächst für sich selbst machen muss – und nicht die Physik für uns. Trotzdem können diese Erfahrungen miteinander geteilt und ähnlich erlebt werden. Somit sind sie auch nicht völlig beliebig und willkürlich.

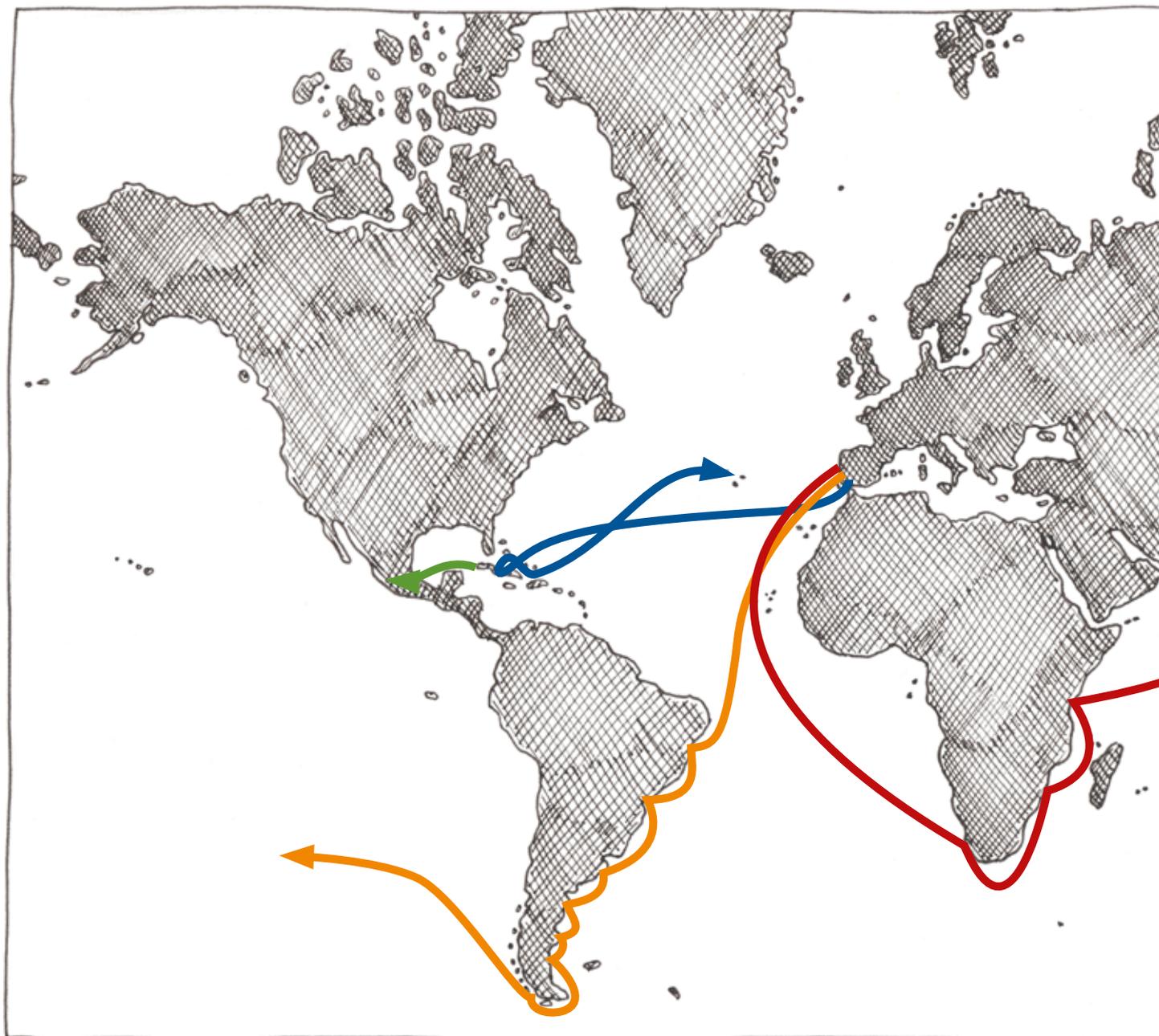
Insofern bin ich immer wieder überrascht, wenn Menschen mich fragen, wie ich Wissenschaft und Glauben vereinbare. Dabei tue ich doch nichts anderes als viele Wissenschaftler, auf deren Fundament unsere heutige Erkenntnis ruht. Nikolaus Kopernikus, Johannes Kepler, Max Planck, Arthur Eddington und viele andere herausragende Persönlichkeiten der Wissenschaftsgeschichte waren tiefgläubige Menschen.

Auch heute kann ich noch durch die Hallen der niederländischen Akademie der Wissenschaft wandeln und mit dem einen über die Überraschungen der Quantenphysik und mit dem anderen über tiefe theologische Fragen diskutieren. Naturgesetze sind für mich genauso wie ich selbst Teil der Schöpfung. Fällt ein Apfel im Einklang mit den Naturgesetzen nach unten, dann ist das für mich großartige Physik, aber auch Ausdruck eines verlässlichen Schöpfers, der gestern, heute und in Ewigkeit derselbe ist. Für andere Menschen fällt halt nur ein Apfel.

Gott ist darüber hinaus für mich nicht etwas, sondern jemand. Diese Seite Gottes erfahre ich persönlich in meinem eigenen Erleben, im Erleben der Menschen vor mir und mit mir. Ich erlebe ihn allein im Gebet, im Feiern der Gemeinschaft, im Schauen auf Jesus und in der Größe und Schönheit des Weltalls. Wenn ich ins All aufschaue, dann schaue ich nicht nur auf die Natur, die Weite und das Leben, sondern auf das, was dahinter liegt. Die Physik erschließt mir neue Wunder; sie nimmt mir aber nicht den Glauben, sondern erweitert und vertieft ihn. Schaue ich auf den Menschen Jesus Christus, entdecke ich die menschliche Seite von Schöpfung und Schöpfer. So finde ich für mich einen Gott, der Anfang und Ende umfasst, dem ich nichts mehr beweisen muss und nichts mehr beweisen kann und bei dem ich jetzt schon zu Hause bin. ■

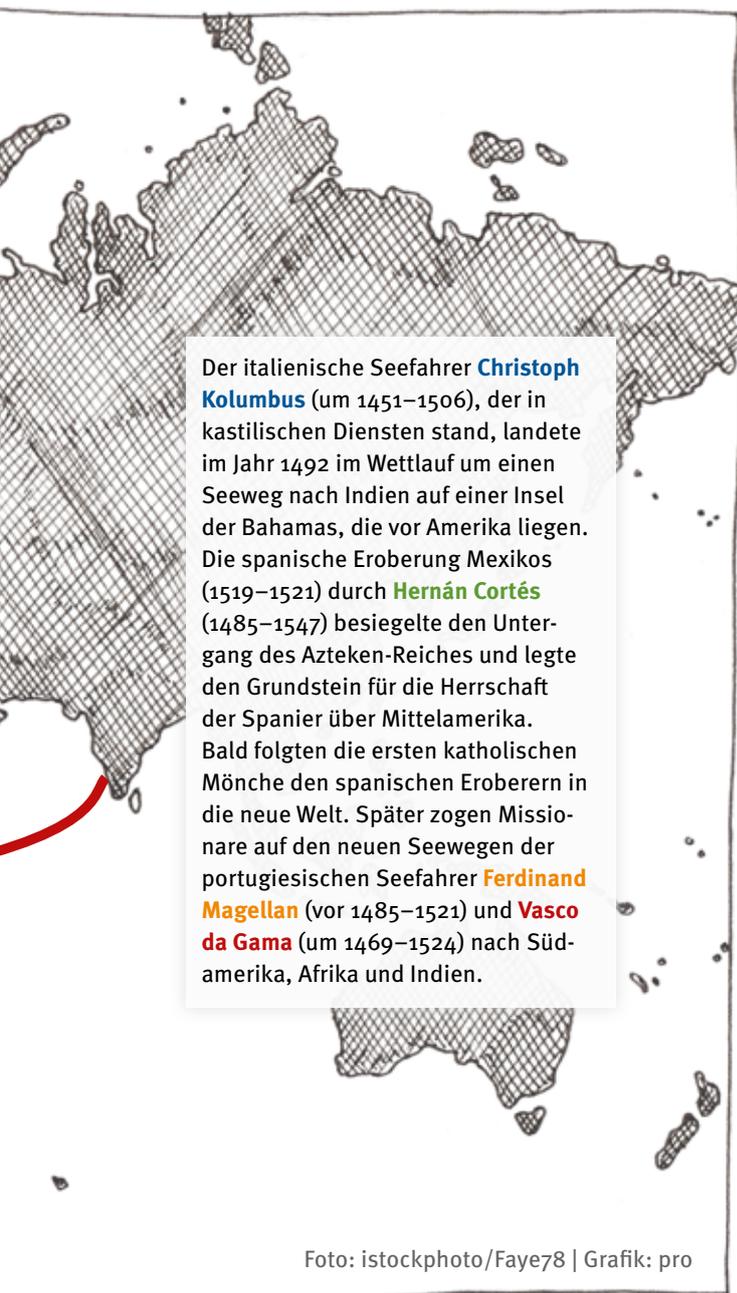
Heino Falcke mit Jörg Römer: „Licht im Dunkeln. Schwarze Löcher, das Universum und wir“, Klett-Cotta, 2020, 384 Seiten, 24 Euro, ISBN 9783608983555. Die Überschrift des abgedruckten Auszugs stammt nicht aus dem Buch. Lesen Sie eine Rezension des Buches online: bit.ly/falckebuch





„Darum geht und macht alle Völker zu meinen Jüngern ...“

Seit dem gewaltsamen Tod des Afroamerikaners George Floyd in den USA wird auch in Deutschland verstärkt über Rassismus debattiert. pro hat sich auf Spurensuche begeben in die Geschichte der christlichen Mission und in mögliche rassistische Motive und Überlegenheitsgedanken darin. | VON NORBERT SCHÄFER



Der italienische Seefahrer **Christoph Kolumbus** (um 1451–1506), der in kastilischen Diensten stand, landete im Jahr 1492 im Wettlauf um einen Seeweg nach Indien auf einer Insel der Bahamas, die vor Amerika liegen. Die spanische Eroberung Mexikos (1519–1521) durch **Hernán Cortés** (1485–1547) besiegelte den Untergang des Azteken-Reiches und legte den Grundstein für die Herrschaft der Spanier über Mittelamerika. Bald folgten die ersten katholischen Mönche den spanischen Eroberern in die neue Welt. Später zogen Missionare auf den neuen Seewegen der portugiesischen Seefahrer **Ferdinand Magellan** (vor 1485–1521) und **Vasco da Gama** (um 1469–1524) nach Südamerika, Afrika und Indien.

Foto: istockphoto/Faye78 | Grafik: pro

sen Fuß fasste in den hintersten Ecken der Welt; auch das Gesundheitswesen erlebte einen Aufschwung, wo immer die Missionare wirkten.

Doch die Geschichte christlicher Mission lässt sich nicht pauschal in die eine oder andere Kategorie einordnen. Als Negativbeispiel nennt der Missionstheologe Klaus Wetzels die Formen von Mission, die hauptsächlich machtpolitisch motiviert waren. Klassisches Beispiel dafür ist Karl der Große, der die Sachsen aus politischen Interessen unterwarf und christianisierte. Im Jahre 805 ernannte er den Missionar Liudger zum ersten Bischof von Münster. Auch bei der katholischen Mission des 15. und 16. Jahrhunderts in Lateinamerika sei vieles problematisch, erklärt Wetzels. Der Großteil dieser Missionsaktivitäten sei jedoch „gewiss religiös motiviert“ gewesen.

Differenzierung ist wichtig

1492 landete Christoph Kolumbus in „Westindien“ und in der Folge dessen beanspruchten bald die Eroberer den ganzen Kontinent für die spanische Krone. Die spanischen Monarchen legten nach der Vertreibung der muslimischen Mauren, die zwischen 722 und 1492 große Teile der Iberischen Halbinsel beherrscht hatten, fest, dass alle Untertanen in ihrem Herrschaftsgebiet Kastilisch (das heißt Spanisch) sprechen und katholisch sein müssen. Diese Vorstellung von dem einheitlichen Reich mit „der einen Kultur und mit der einen Religion“ – dem Traditionschristentum – wurde mit Kolumbus nach Amerika übertragen. Die Eroberer drängten den Ureinwohnern nicht nur den katholischen Glauben auf, sondern pressten die Indios zur Zwangsarbeit, um an das begehrte Gold zu gelangen. Dabei kamen viele der Ureinwohner um. Die Kirche konnte teilweise Vorteile daraus ziehen, dass die Kolonien ihren Machtbereich erweiterten.

Aber auch schon bald nach der Landnahme durch die Spanier weckten die Zustände den Widerspruch von Mönchen, die den Eroberern gefolgt waren. Der Dominikaner Antonio de Montesinos etwa prangerte 1511 öffentlich die Unterdrückung der einheimischen Bevölkerung an und verweigerte denen die Beichte, die Sklaven hielten. Gegenüber der Unterdrückung und Benachteiligung fremder Ethnien hatte der Mönch offenbar ein sehr feines Unrechtsbewusstsein.

Um 1521 kam es dann zu einer wichtigen Weichenstellung für die Mission Lateinamerikas. Der spanische König Karl I., der als Karl V. gleichzeitig deutscher Kaiser war, und Papst Hadrian VI. beauftragten die auf das eigene Seelenheil konzentrierten Bettelorden der Franziskaner, Dominikaner und Augustiner mit der Missionierung Lateinamerikas. Damit war die Mission dem Machteinfluss der – aus protestantischer Sicht – verweltlichten Kirche entzogen. „Die primäre Berufung der Mönche zur Mission war, das eigene Seelenheil durch gute Werke zu erlangen, indem man Heiden die Botschaft von der ewigen Errettung vermittelt. Es war jene Werkgerechtigkeit, die Luther angeprangert hatte. Aber es ging den Mönchen um die Religion und persönliche Hinwendung, nicht um Macht“, sagt Wetzels.

Wie schwierig die Bewertung der Missionsbemühungen im 16. Jahrhundert ist, zeigt das Beispiel des Dominikaners Bartolomé de Las Casas (1484–1566). Der Unmut des tief religiösen Mönchs über die Behandlung der Ureinwohner, beeinflusst durch Montesinos, brachte den Ordensmann bis vor Kaiser Karl V., dem er Gesetze zum Schutz der Indios abringen konnte. Allerdings, das

Von Beginn des Christentums an gehörte die Mission zum Markenkern der Religion. „Darum geht und macht alle Völker zu meinen Jüngern; taufst sie auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes und lehrt sie, alles zu befolgen, was ich euch geboten habe“ (Matthäus 28,19–20), lautet es im Matthäus-Evangelium. Der Auftrag, das Evangelium von Jesus Christus zu verkünden gegenüber allen Völkern (von altgriechisch „*éthne*“: Völker) gilt ungebrochen seit dem 1. Jahrhundert. Der biblische Missionsbefehl kennt keinen Zwang. Kritiker werfen der christlichen Mission jedoch vor, die „Völker“ unterdrückt, sie ihrer Kulturen beraubt und den Tod unzähliger Menschenleben billigend in Kauf genommen zu haben. Mission wird in einem Atemzug genannt mit Kolonialismus, mit Ausbeutung, rassistischen Motiven und dem Raub der kulturellen Identität – und in Gänze verdammt. Befürworter erklären, dass in der Bugwelle der Mission das Bildungswesen

sagen Historiker, hat sich Las Casas zur Entlastung der Indios zunächst für den Einsatz afrikanischer Sklaven in den Kolonien ausgesprochen. Die neuere Forschung zeigt, dass er diesen Rat bald bereut hat, sagt Wetzels, aber: „Las Casas ist ein Beispiel dafür, wie differenziert das Thema zu bewerten ist.“

Motivation: Missionarische Spiritualität

Im Protestantismus beginnt eine ausgeprägte Missionsbewegung erst rund 200 Jahre nach der Reformation. Die Lutheraner vertraten die Auffassung, dass der Auftrag zur Mission ausschließlich den Aposteln galt. Noch rund 100 Jahre nach der Reformation lehnte ein Gutachten der theologischen Fakultät in Wittenberg die Mission ab. Auch der Calvinismus, der zweite Hauptzweig der Reformation, stand der Mission kritisch gegenüber und begründete dies aus der Lehre von der doppelten Prädestination. Demnach hat Gott vorherbestimmt, wer Heil erlangt – und wer nicht. Das machte Mission erstens überflüssig und zweitens gefährlich, weil die Furcht herrschte, mit der Mission „Gott in den Arm zu fallen“ und damit den Zorn des Höchsten auf sich zu ziehen. „Im Grunde lehnte der frühe Protestantismus Mission ab“, sagt Wetzels. Dass die Ablehnung des Evangeliums durch Juden, Muslime und Heiden von den Lutheranern als „Verstockung“ bezeichnet wurde, kann jedoch als Hinweis auf ein generelles Überlegenheitsgefühl gegenüber anderen Religionen gedeutet werden.

Erst mit dem Pietismus nimmt die Mission im Protestantismus, ausgehend von Halle und August Hermann Francke (1663–1727), Fahrt auf. „Die Missionare waren getrieben von einer missionarischen Spiritualität“, sagt Wetzels. Dahinter verbirgt sich die Überzeugung, dass Gott Menschen in die Mission sendet, um andere Menschen für Jesus zu gewinnen. So, wie Jesus seine Jünger in die Welt gesandt hat. Für die Schüler von Francke war der nicht bekehrte Christ in der Heimat im gleichen geistlichen Status wie der Heide in Südindien. Beide waren nicht für die Ewigkeit gerettet.

„Die Hauptmotivation all dieser Missionare auf protestantischer Seite war in aller Regel das Seelenheil der anderen. Da spielten Gefühle der Überlegenheit oder gar rassistische Motive keine Rolle.“ Die Missionare gingen aufgrund einer persönlichen Berufung in fremde Länder. „Der überwiegende Hauptteil aller evangelischen Mission ist seitdem ein individuelles persönliches Projekt“, sagt Wetzels. Francke hat nach Wetzels Überzeugung den Grundstein gelegt für die organisierte, dauerhafte evangelische Missionsarbeit. Mehrere Dutzend in Halle ausgebildete Missionare reisten nach Indien aus, darunter bald einer der ersten Missionsärzte. Anders als bei der katholischen Mission, die durch Mönche und später auch Nonnen durchgeführt wurde, reisten evangelische Missionare in der Regel mit ihrer Familie zu ihren Einsätzen ins Ausland. Die Familien benötigten zudem Ärzte, die von den Missionsgesellschaften ausgesendet wurden und die ihre medizinische Arbeit bald auch auf die Einheimischen ausdehnten. Aufgrund der Erfahrungen in der ärztlichen Mission entwickelte beispielsweise das Deutsche Institut für Ärztliche Mission später ein Hygieneprogramm, das die Weltgesundheitsorganisation 1970 als Muster für ein weltweites Programm aufgenommen hat. Dadurch ist etwa in Indonesien die Lebenserwartung innerhalb von 20 Jahren von 43 Jahren auf 60 Jahre angestiegen. „Das sind sozusagen globale Auswirkungen der christlichen Mission“, sagt Wetzels.

Mission bedeutet Übersetzungsarbeit

Die Missionare brachten ihre Kultur in die Missionsländer als Normative mit. Das schlug sich auf der einen Seite nieder in der Art und Weise, wie Gottesdienste gefeiert wurden, in der Kleidung, in ethischen Vorstellungen. Auf der anderen Seite wird von vielen afrikanischen und asiatischen Theologen und Missionswissenschaftlern hervorgehoben, dass die Missionsbewegung immer auch eine Übersetzungsbewegung war.

Für evangelische Mission, unabhängig von welchem theologischen Hintergrund ausgehend, sei immer das Wichtigste gewesen, dass die Menschen Gottes Wort in der eigenen Sprache hören konnten, damit sie das Evangelium verstehen und sich bekehren konnten. „Die Bibel musste in die jeweilige Sprache übersetzt werden.“ Dazu war es notwendig, sich mit der fremden Kultur auseinanderzusetzen, die Religionen zu ergründen, die Sprache zu erlernen und selber sprechen zu können.

„Dieser Übersetzungsprozess ist ein entscheidender Vorgang. Darin zeigt sich, ob und in welcher Weise einheimische Kulturen und Sprachen – und damit auch Menschen und Gesellschaften – ernst genommen und respektiert werden“, sagt der Missions- und Erziehungswissenschaftler Bernhard Dinkelaker. Die Übersetzungsprozesse führten nicht automatisch zu tiefem Respekt. „Da, wo Missionare aus Europa oder Amerika mit Gesprächspartnern vor Ort auf gleicher Ebene verhandelten und kommunizierten, da ist auch etwas entstanden, was verholten hat, das Evangelium in einheimischen Sprachen so auszudrücken, dass es Wurzeln geschlagen hat.“ Die intensive Begegnung mit der fremden Gedankenwelt, Religion, Philosophie, Sprache, Kultur und deren Würdigung ist das Gegenteil von rassistischem Denken. „So werden in Ghana und in Indien auch unter Nichtchristen die Namen derjenigen Missionare in Ehren gehalten, die sich um den Erhalt lokaler Sprachen und Literatur verdient gemacht haben.“

Dinkelaker schildert die Herausforderung an der Übersetzung des Gottesnamens. In fast allen Kulturen wählten Bibelübersetzer einen Gottesnamen, der den Menschen dort schon seit Menschengedenken, seit Generationen vertraut war. Das bedeutet theologisch, dass damit auch Vorstellungen von Gott und der Welt, die bereits vorhanden waren, aufgenommen werden. Dadurch wurden nicht einfach westliche Konzepte übergestülpt, sondern es war ein Dialog mit den Vorstellungen und Glaubensweisen notwendig, die vor Ort vorhanden waren. Das widerspricht der Kritik, dass Mission generell Kulturimperialismus betrieben habe. Der Glaube an einen Schöpfer-Gott war nach der Einschätzung Dinkelakers ohnehin in den meisten Kulturen vorhanden. „Neu war, dass sich dieser Gott in Jesus Christus den Menschen bekannt gemacht hat.“

Missionare waren Kinder ihrer Zeit

„Die protestantischen Missionare waren aber ebenso Kinder ihrer Zeit“, sagt Dinkelaker. „Dabei war der europäisch-afrikanische und europäisch-asiatische Kulturkontakt fast immer geprägt von dem Bewusstsein europäischer Überlegenheit.“ Das ist der Punkt, wo Rassismus ins Spiel kommt. Dinkelaker erkennt die rassistischen Motive weniger auf der Ebene der Intention als auf der Ebene der Beziehungen, der Machtverhältnisse und der Vorstellungen, die viele Missio-

nare mitgebracht hätten. Die kollidierten oft mit lokalen Traditionen.

Dinkelaker nennt ein Beispiel. In Ghana ist die gesellschaftliche Rolle der traditionellen Autoritäten eng verknüpft mit traditionellen Riten und Vorstellungen der Ahnen. Deswegen hätten viele Missionare das Leben an den Königshöfen generell als heidnischen Götzendienst und als „rückständig“ abgelehnt. Noch heute stünden diese Autoritäten, die vielfach Christen sind, in diesem Konflikt. In Ghana gibt es daher Initiativen an traditionellen Königshöfen und in den Kirchen, die versuchen, diese Traditionen so zu verstehen und weiterzuentwickeln, dass sie mit dem christlichen Glauben vereinbar sind.

In der angelsächsischen Welt gibt es ein besonders starkes Sendungsbewusstsein, findet Missionstheologe Wetzell. Das liegt seiner Ansicht nach begründet in der Christianisierung Englands durch die Angelsachsen im 7. und 8. Jahrhundert. So wie Israel einst das Land Kanaan eingenommen hatte, beanspruchten die Angelsachsen die britischen Inseln für sich. „Dieses zuerst von Beda Venerabilis im 8. Jahrhundert entfaltete Landnahmeverständnis ist über Umwege mit den Pilgervätern bis nach Nordamerika vorgedrungen“, sagt Wetzell.

Es ist heute noch im Selbstverständnis vieler US-Amerikaner verankert, „God’s own country“ zu sein. „In dem Überlegenheitsempfinden liegt tendenziell das Potenzial, in Richtung eines gewissen Rassismus zu gleiten“, sagt Wetzell. Das schwierige Verhältnis der Nordamerikaner zu der gewaltsamen Landnahme der von den indianischen Ureinwohnern bewohnten Gebiete durch weiße Siedler kann als Hinweis dafür gelten.

Wie unterschwellig mitunter rassistische Vorstellungen das Denken und Handeln in der Mission geprägt haben, schildert Dinkelaker an der Weltmissionskonferenz in Edinburgh im Jahr 1910. Damals hätten die Missionsgesellschaften den Fokus auf die Missionierung von Indien, China und Japan gelegt und damit begründet, dass in diesen Länder seit Jahrtausenden Hochkulturen beheimatet seien. Den Afrikanern sprach man vielfach ab, „reif“ für das Evangelium zu sein. „Es gab Stimmen, die sagten: Das Christentum europäischer und amerikanischer Prägung ist kulturell so viel hochstehender, dass die Afrikaner dieses Niveau niemals erreichen werden. Das bedeutete nichts anderes als blanken Rassismus“, sagt Dinkelaker. „Heute stehen wir vor der Situation, dass Afrika der Kontinent ist mit der größten Zahl an Christen.“

Stärken und Schwächen der Kulturen erkennen

Heute trifft Missionsgesellschaften vor allem der Vorwurf, „indigene Strukturen“ zu zerstören. Günther Beck, Direktor des Missionswerks DMG interpersonal, vertritt die Ansicht, dass Mission zum Erhalt von Kulturen maßgeblich beiträgt, wenn Missionare Stammsprachen erlernen. „Was diese kleinen Kulturen zerstört, ist der Kommerz“, sagt Beck. Die großen Konzerne der Welt fragten nicht nach kultureller Angemessenheit bei der Vermarktung ihrer Produkte. Die DMG-Missionare sind angehalten, von den Gastkulturen zu lernen. „Kann man uns Rassismus vorwerfen, weil wir versuchen, die Stärken und Schwächen einer Kultur zu erkennen?“ Beck gibt ein Beispiel: Für Deutsche sei Pünktlichkeit ein kultureller Wert, trotzdem verspäteten sich Tausende jeden Tag. „Macht mich das zum Rassisten, wenn ich eine Gruppe, eine Nation, mit dem Vorurteil der Pünktlichkeit

belege?“, sagt Beck. Dieser Rassismus versuche jedoch eine Kultur zu beschreiben, wie sie sei. Daher bewertet Beck dies als akzeptabel.

Die DMG-Mitarbeiter sollen die Stärken einer Kultur möglichst erkennen und feststellen, wo sie eine Nähe zum Evangelium haben. „Als Deutsche sind wir gerne Lehrer und Besserwisser“, sagt Beck. Das sei ein aktuelles Problem und kein Relikt der Kolonialzeit. „Als Deutsche müssen wir uns darüber bewusst sein, dass wir diesen Hang haben, und gezielt dagegen vorgehen.“ Viele Weiße würden, wenn sie in afrikanische Länder kämen, von den Einheimischen als Höherwertige angesehen. „Umgekehrten Rassismus“ nennt Beck das. „Dann müssen wir – die Weißen – den Einheimischen sagen, dass sie im Grunde wegen kultureller und sprachlicher Fähigkeiten viel besser geeignet sind, das Evangelium an eine bestimmte Gruppe, einen bestimmten Stamm, weiterzugeben.“

Auch Dinkelaker warnt davor, Mission ausschließlich als das Vorhaben westlicher Weißer zu sehen, weil das auf eine Art ebenfalls überheblich und rassistisch sei. „Menschen vor Ort waren von Anfang an wesentlich an der Missionsarbeit beteiligt, als Übersetzer, als Bibelfrauen, als Lehrerinnen oder als Evangelisten“, sagt der Missionswissenschaftler. „Heute verstehen sich im kulturüberschreitenden Kontakt die Migrationsgemeinden afrikanischer Prägung hier in Europa selbst als missionarische Gemeinden.“

Die akademische Theologie jedoch setzt nach Einschätzung Dinkelakers bis heute europäisches Denken weitgehend als normativ voraus und ist damit anfällig für rassistische Vorstellungen. Das zeige sich unter anderem dadurch, dass sich Theologen in Deutschland und Europa schwertäten, theologische Ansätze aus anderen Kontinenten als relevant für die Diskussion zu betrachten. Akademische Theologie sei jedoch immer auch kontextuell geprägt und keine über den Kulturen stehende, neutrale Theologie.

„Das Selbstverständnis unserer Landeskirchen ist nach wie vor so, dass wir uns als mehr oder weniger ethnisch deutsche Kirchen verstehen.“ Auch darin liege im 21. Jahrhundert die Gefahr eines Überheblichkeitsdenkens. Dass sich die Kirchen für kulturelle Vielfalt öffnen, damit sie in Zukunft die veränderte Gesellschaft abbilden, hält Dinkelaker daher für eine enorme Herausforderung. ■

Anzeige

NEU Sandbeige NEU Steingrau NEU Marineblau NEU Rabenschwarz

ANDSONS seit 1926

AppleSkin Material aus Apfelresten - jetzt in sieben Farben

KALOS seit 1926 Qualität made in Germany

Buchhüllen Lifestyleartikel viele Neuheiten

www.ANDSONS.de www.KALOS.de

Weihnachten ist Gottes Anti-Lockdown

Das Jahr ist unruhig in die trübe Jahreszeit gegangen: mit Anschlägen, einer nervenaufreibenden Präsidentschaftswahl und einem Advent, der dieses Mal wohl wirklich eine Zeit der Stille ist, weil Feiern, Weihnachtsmärkte und Konzerte ausfallen. Weihnachten kommt trotzdem und mit ihm Gottes Herrlichkeit in das Dunkel dieser Welt. |

VON JÜRGEN WERTH

„Ich promoviere in Geschichte.“

„Welche Epoche? Mittelalter?“

„Nein, 2020.“

„Welche Woche?“

Tatsächlich hat es wohl kaum ein Jahr in unserer jüngeren Geschichte gegeben, in dem sich historische Ereignisse derart turbulent überschlagen haben. Nachrichtenhören ist zum Abenteuerspielplatz geworden.

Die Welt verändert sich in dramatischem Tempo. Neulich fuhr ich durch ein abgestorbenes Waldstück und hörte im Radio die neuesten Coronadaten. Ich überholte einen Bus mit lauter Maskierten und musste denken: Wäre ich eben aus einem mehrmonatigen Koma erwacht – ich würde denken, ich wäre in einem apokalyptischen Science-Fiction-Film gelandet.

Man könnte Angst haben. Um die Welt. Um Mensch und Tier. Ums eigene Leben. Man könnte. Aber man muss nicht.

In der Zeit des ersten Lockdowns haben die biblischen Losungen aus Herrnhut immer wieder kräftig dagegehalten. Etwa am 20. März: „Der Herr deckt mich in seiner Hütte zur bösen Zeit, er birgt

mich im Schutz seines Zeltes.“ (Psalm 27,5). Oder am 12. April, dem Ostersonntag im Lockdown: „Siehe, Finsternis bedeckt das Erdreich und Dunkel die Völker; aber über dir geht auf der Herr, und seine Herrlichkeit erscheint über dir.“ (Jesaja 60,2).

Es galt. Und es gilt. Auch im trüben Spätherbst und in unseren trüber werdenden Gedanken und Gefühlen.

Gottes Wirklichkeit in die Welt hineinbeten

Ich bete in diesen Wochen immer bewusster das Vaterunser. „Dein Reich komme! Dein Wille geschehe!“ Unsere Reiche kollabieren. Unser Wille bringt Zerstörung und Zerbruch. Mit unserem Latein sind wir am Ende. Darum: Dein Wille geschehe, Gott! Denn du willst das Leben, nicht den Tod. Du willst Aufblühen und nicht Absterben. Du willst Barmherzigkeit und nicht Rücksichtslosigkeit.



Schneeflocken fallen vom Himmel und vergehen. Gott kommt zur Welt und bleibt.

„Allein den Betern kann es noch gelingen, das Schwert ob unsern Häuptern aufzuhalten, und diese Welt den richtenden Gewalten durch ein geheiligt' Leben abzuringen“, dichtete Reinhold Schneider 1936. Allein den Betern. Und damit denen, die an eine Wirklichkeit jenseits unserer Wirklichkeit glauben und die diese Wirklichkeit immer wieder neu in unsere Welt hineinbeten und hineinleben.

Vor allem auch in diesen Adventswochen. Wir bereiten uns auf Weihnachten vor. Wohl anders als in allen Jahren zuvor. Aber Weihnachten bleibt Weihnachten. Gott kommt. Auch 2020. Mitten hinein in diese Welt. Mit jeder Menge Hoffnung und Zuversicht im Gepäck. Und das alte Jesajawort klingt neu und aktuell: „Über dir geht auf der Herr.“ Über dir und neben dir und in dir. Jedes Weihnachten ist ein neuer Anfang.

Weihnachten ist Gottes Anti-Lockdown. Gott schließt den Himmel auf. In beide Richtungen. Der Lockdown verordnet uns den Rückzug in die eigenen vier Wände. Weihnachten aber markiert Gottes Auszug aus dem Himmel und seinen Einzug bei den Menschen. Und seine Einladung an uns, es ihm gleich zu tun und Lichtanzünder und Hoffnungswächsker zu werden.

Nein, wir müssen nicht verzagen, und wir dürfen uns nicht ängstlich verkriechen. Wir wollen hoffnungsvoll aufblicken und barmherzig zur Seite. Und Mut machen und zupacken. Und fröhlich und zuversichtlich Weihnachten feiern. ■



Foto: Jürgen Werth

Jürgen Werth, Jahrgang 1951, ist Journalist, Liedermacher und Autor. In diesem Frühjahr erschien von ihm „Lieber Dietrich ... Dein Jürgen“, ein fiktiver Briefwechsel mit dem vor 75 Jahren ermordeten Theologen Dietrich Bonhoeffer.

Foto: Aaron Wilson

„Der christliche Glaube war entscheidend für ihren Widerstand“

Im kommenden Jahr würde die Widerstandskämpferin Sophie Scholl 100 Jahre alt. In einer aktuellen Biographie über sie greift der Hamburger Pfarrer Robert M. Zoske auf neues Quellenmaterial zurück. Wichtig ist ihm zu zeigen, dass das Engagement der Scholls eindeutig von christlich-ethischen Motiven geprägt war. |

DIE FRAGEN STELLTE JOHANNES BLÖCHER-WEIL

pro: Was fasziniert Sie am meisten an Sophie Scholl?

Robert M. Zoske: Es ist dieselbe Faszination, die ich bei der Beschäftigung mit ihrem Bruder Hans gespürt habe. Ich sehe bei beiden eine ganz große Übereinstimmung zwischen Glauben und Tun. Sie hatten einen starken Glauben und wollten sich nicht zurückziehen, sondern als Christen handeln. Trotz all ihrer Schwächen sind sie Vorbilder. Sie zeigen, wie auch junge Menschen ihren christlichen Glauben leben und gesellschaftliche Impulse setzen können.

Welche Eigenschaften beschreiben Sophie Scholl am besten?

Fromm, unbedingt und zögerlich. Die Frömmigkeit hat ihr ihre Mutter vermittelt, die Diakonisse gewesen war. Das Unbedingte ist wie bei Hans ein Teil der Erziehung durch den Nationalsozialismus. Man dachte, dass es schlecht sei, Kompromisse zu schließen. Als junges Mädchen meinte sie meistens genau zu wissen, was richtig ist. Ihr Engagement im Nationalsozialismus förderte dieses Denken. Das Zögerliche trat in den Vordergrund, als sie sich durchrang, etwas gegen das Regime zu tun. Das war ein langer Prozess, der ihr schwer fiel. Dass sie doch aktiv wurde, hat sicherlich mit ihrem Glauben zu tun. Er hat letztlich dazu geführt, dass sie in den Widerstand ging, „den Sprung wagt“, wie sie schreibt. Sie will sich hineinstürzen und dem Schutz von Gottes Engeln vertrauen.

Sophie Scholl wollte dem Nationalsozialismus ihren christlichen Glauben entgegensetzen – und dabei dem Schutz von Gottes Engeln vertrauen



Was hatte Sophie Scholl für eine Kindheit?

Sophies Vater hat sich aus kleinen Verhältnissen hochgearbeitet. Er ging in seinem Beruf als Bürgermeister und später als Unternehmens- und Steuerberater auf. Die Erziehung der Kinder überließ er größtenteils seiner Frau Magdalene. Sie hatte gelobt, als Diakonisse ehelos zu leben und hat sich davon für ihren Mann Robert gelöst. Aber sie brach nicht mit ihrem Glauben. Als Diakonisse wollte sie dem Nächsten dienen. Das hat sie dann

in der Familie gelebt. Auch ihre Krankheitsphasen erschütterten ihren Glauben nicht.

Wie war die Familie Scholl eingestellt?

Der Vater war politisch interessiert. Es wird berichtet, dass er von Anfang an gegen den Nationalsozialismus gewesen sei. Das halte ich für eine Übertreibung. Er war gegen den Nationalsozialismus als Massenorganisation. Er glaubte, dass sich die große Menge leicht verführen lässt, aber gleichzeitig hat er sich mit dem Nationalsozialismus arrangiert, weil



Sophia Magdalena Scholl, die oft nur Sophie genannt wurde, kam am 9. Mai 1921 in Forchtenberg zur Welt. Als Heranwachsende engagierte sie sich zunächst jahrelang in den nationalsozialistischen Jugendorganisationen. Von der Bewegung entfremdete sie sich im Laufe des Krieges aber immer mehr. Als Studentin in München engagierte sie sich gemeinsam mit ihrem Bruder Hans Scholl in der Widerstandsgruppe „Weiße Rose“. Nach einer Flugblatt-Aktion an der Universität München wurde sie verhaftet, von den nationalsozialistischen Richtern zum Tode verurteilt und am 22. Februar 1943 hingerichtet.

Foto: Stadtlarchiv Crailsheim/Sig. Hartnagel

er auch eine Familie zu ernähren hatte. Die Quelle des Widerstandes von Sophie und Hans war schon die Individualität der Eltern, aber ganz deutlich ein tiefer frommer Glaube.

Welche Rolle spielte im Erwachsenwerden die Religion? Konfirmation und gleichzeitiges Engagement bei den Jungmädels schienen für Sophie ja kein Widerspruch zu sein.

Gustav Oehler, der Sophie Scholl konfirmiert hat, war auch Pastor für die Hitler-Jugend. Sophie und ihre Geschwister sa-

hen, dass das offenbar kein Widerspruch war. Die Kirche erlebte einen neuen Aufschwung und Adolf Hitler wurde als von Gott gesandter Führer interpretiert. Wenn das gestandene Theologen so sehen, warum sollte ein 14-jähriges Mädchen daran zweifeln? Sophie war bis 1941 weiter im Bund Deutscher Mädel (BDM, Anm. d. Red.) aktiv. Sie forderte in jenem Jahr noch andere dazu auf, sich dort zu engagieren. Ihre Schwester Inge hat Sophies angeblich frühe Abkehr von der Hitler-Jugend immer wieder kolportiert. Zwar begann sie ab Herbst 1937 nach der kurzzeitigen Verhaftung ihrer Geschwister ein wenig zu zweifeln und die Sache kritisch zu sehen, aber selbst 1941 war sie noch nicht die Widerständlerin, die gesagt hat: „Hitler muss weg“.

Welches Gottesbild hatte Sophie Scholl?

Sie hatte ein eindeutig christliches Gottesverständnis. In der Vorschule wurden ihr biblische Geschichten erzählt. Ihre Mutter nahm sie mit in den Kindergottesdienst. Wenn sie später in ihren Tagebüchern mit Gott ringt, dann ist das der Vater Jesu Christi. Später im Widerstand schreibt sie, dass Jesus Christus für sie das Rettungsseil sei, das Gott ihr zugeworfen habe. Daran klammerte sie sich, um nicht im Angstmeer zu versinken. Christlicher geht es nicht.

Welche Person aus ihrem Umfeld hat Sophie am meisten geprägt?

An erster Stelle steht eindeutig die Mutter. Dann kommt der Vater und dann die Diskussionen innerhalb der Familie – mit ihren Eltern und den Geschwistern. Als sie sich in BDM-Uniform konfirmieren ließ, wollte sie zeigen, dass für sie der christliche Glaube und der Nationalsozialismus zusammen passen. Was für uns heute befremdlich ist, war damals für viele Menschen normal.

Ab wann hat Sophie den Bruch mit dem Nationalsozialismus vollzogen?

Es gibt kein konkretes Datum, sondern es ist eine allmähliche Entwicklung. Zunächst war sie begeistert, später dann kritisch und distanziert. Irgendwann war sie der Illusion beraubt, dass der Nationalsozialismus Zukunft hat. Klar vor Augen geführt wird ihr das Versagen des Staates in Blumberg. In der badischen Kleinstadt leistete sie 1941/42 ihren sechsmonatigen Kriegshilfsdienst im Kindergarten.

Was ist dort vorgefallen?

Das Dorf wuchs überdimensional, weil die Nazis dort Erz förderten. Nach den deutschen Eroberungen wurde es aber andernorts effizienter und billiger abgebaut. Tausende Mitarbeiter standen von heute auf morgen auf der Straße. Das hat Sophie Scholl miterlebt und verstanden, dass die Wirtschaftspolitik der Nazis keine Rücksicht auf Mensch und Natur nimmt. Sophie liebte die Natur und die wurde jetzt zerstört, um ein paar Reste Erz zu fördern.

Es gibt auch historische Dokumente, die den Bruch mit dem Nationalsozialismus belegen...

Ja, Fritz Hartnagel, mit dem sie acht Jahre sehr eng verbunden war, hat sich nach dem Krieg erinnert, dass Sophie ihn wohl im Mai 1942 gebeten hat, einen Bezugschein für einen Vervielfältigungsapparat zu besorgen. Außerdem ließ Hartnagel ihr die beträchtliche Summe von 1.000 Reichsmark. Daraus lässt sich schließen, welche Pläne Hans und Sophie hatten.

Wie war das Verhältnis zwischen den beiden?

Hans Scholl hatte für den Widerstand eine größere Bedeutung als Sophie. Ohne ihn hätte es die „Weiße Rose“ nicht gegeben. Sophie war erst ab Herbst 1942 ganz wesentlich beteiligt. Ohne sie hätte es den zweiten Teil des Widerstandes mit den Flugblättern 5 und 6 so nicht gegeben. Sie organisierte Papier, Briefmarken und Geld. Aber der Initiator und Lenker war Hans.

Das Verhältnis der Geschwister war nicht immer einfach.

Das stimmt. In einem Briefwechsel mit einer Freundin beschreibt sie Hans als sehr sprunghaft und vergleicht ihn mit einem Chamäleon. In München wollte sie sich neben ihn stellen und ihm Standfestigkeit geben. Sie meinte, ihn bemuttern zu müssen. Als Hans nach Russland musste, schreibt sie von einem schmerzhaften Abschied. In der Widerstandsarbeit sind sie eng zusammengedrückt.

Sophie Scholl ging ihrem Tod relativ gelassen entgegen, war aber auch eine Suchende. Stimmt das?

Für mich gehört es zum Ergreifendsten, was ihre Mutter Magdalene zweimal schildert. Als sie Sophie kurz vor der Hinrichtung das letzte Mal sah, sagte Magdalene zu ihr: „Aber gelt, Jesus.“ Sophie habe geantwortet: „Ja, aber du auch.“ Und sie hätte das „überzeugend“, fast „befehl-



Mitglieder der „Weißen Rose“: Sophie Scholl mit ihrem Bruder Hans (links) und Christoph Probst. Alle drei wurden am selben Tag durchs Fallbeil hingerichtet.

lend“ gesprochen, sagt ihre Mutter. Sie bestätigt also den fromm-pietistischen Glauben der Mutter. Aber sie macht ihrer Mutter klar, dass auch sie glauben darf und etwas gegen das Regime tun kann. Da kommt beides zusammen: Glaube und Tat. Und bei allen Zweifeln ist Jesus ihr fester Anker und Halt.

Was hat das Sterben der Geschwister mit den Angehörigen gemacht?

Ihre Schwester Inge Scholl hat das Bild von Sophie stark geprägt. Sophie hat ihr Leben ihren toten Geschwistern gewidmet. Die ganze Familie musste mit dem Erlebten umgehen. Sophies Vater war dem christlichen Glauben gegenüber distanziert. Als er in Sippenhaft kommt, schreibt er in Briefen, dass er betet. Wie lange das angehalten hat, ist nicht klar. Die Mutter hat immer betont, dass alles so gekommen ist, wie Gott es wollte. Ihre Kinder müssten sich keine Vorwürfe machen, weil sie alles aus reinem Herzen gemacht hätten. Sie sieht in den Ereignissen Gottes Vorsehung und weiß sich in seiner Liebe geborgen.

Wofür steht aus Ihrer Sicht die Widerstandsgruppe „Weiße Rose“?

Ihr Engagement ist christlich-ethisch. Der christliche Glaube ist eindeutig konstitutiv für ihren Widerstand. Sie brauchen etwas, das sie dem Nationalsozialismus entgegensetzen konnten, und das war ihr Glaube. Politisch waren die sechs Freiheitskämpfer der „Weißen Rose“ keine homogene Gruppe. Geeint hat sie die Ablehnung des Nationalsozialismus. Wenn sie nach einem Umsturz den weiteren Fortgang hätte planen wollen, wäre das politisch schwierig geworden.

Mit biblischen Motiven...

Die „Weiße Rose“ ist ein Ruf zur Umkehr und zum Umdenken. Im Markus-Evangelium sagt Jesus: „Die Zeit ist erfüllt, und das Reich Gottes ist nahe herbei gekommen. Tut Buße und glaubt an das Evangelium!“ Das ist einer der Kernsätze des Evangeliums. Diese Zielrichtung kommt auch in den Flugblättern stark zum Ausdruck. Christen können dem Regime nicht zuschauen oder sich zurückziehen. Sie müssen handeln. Für mich ist der Widerstand der „Weißen Rose“ ein Aufruf zum Sinneswandel und zur Denkwende. Das geht von allen ihren Taten aus.

Vielen Dank für das Gespräch. ■



Foto: privat

Robert M. Zoske, Jahrgang 1952, war bis zu seiner Pensionierung mehr als 30 Jahre lang Pfarrer in der Nordkirche. Als Theologe hat er auch immer in Schulen unterrichtet und sich so für die Widerstandsgruppe „Weiße Rose“ interessiert. 2014 hat er eine Doktorarbeit über Sophie Scholls Bruder Hans Scholl und dessen religiöse Motivation verfasst. Im November erschien sein Buch: „Sophie Scholl: Es reut mich nichts. Porträt einer Widerständigen“, Propyläen Verlag Berlin, 448 Seiten, 24 Euro, ISBN 9783549100189

Foto: George (Jürgen) Wittenstein / alig-images

Angriff auf das christliche Armenien

Die Türkei und Aserbaidshan haben einen Krieg gegen das christliche Armenien vom Zaun gebrochen. Ein islamischer Zangengriff soll den kleinen Nachbarn erledigen. Erinnerungen an den Völkermord werden wach.
| VON WOLFRAM WEIMER

Aserbaidshans Präsident Alijew ist ein Diktator in Nadelstreifen – eine Mischung aus anzugtragendem Ölscheich, korruptem Gangsterboss und schillerndem Partygastgeber. Der eitle Herrscher lässt mit den Ölmilliarden spektakulär bauen, spektakulär feiern und spektakulär Geld beiseite schaffen. Ob Eurovision-Song-Contest oder Europaspiele oder Formel 1 – keine Bühne war groß genug für den Mann, der mit seiner schillernden Frau und seinen drei Kindern den Ölstaat führt wie ein zwielichtiges Casino mit Schlägerkommandos und glitzernden Scheinwelten.

Jede Regimekritik wird mit harter Hand unterdrückt, Pressefreiheit gibt es nicht, dafür aber eine florierende Vetternwirtschaft, die die Ölmilliarden in Familienbande und Selbstdarstellung investiert. Im Herbst hat Alijew einen Krieg vom Zaun gebrochen – der kleine Nachbar Armenien wurde angegriffen, um die armenische Enklave Berg-Karabach zu erobern. Die Zahl der Toten stieg, die Brutalität der Soldaten Alijews auch. Islamistische Söldnertruppen aus aller Welt wurden herbeigerufen.

Armenien ist Alijew ein willkommenes äußerer Feind, weil er im eigenen Land seit einiger Zeit auf Widerstände stößt. Der dramatische Verfall der Ölpreise bringt die korrupte Architektur seiner Macht ins Wanken. Alijew fürchtet einerseits einen Putsch, andererseits die stärker werdenden Islamisten, die die dekadente und kostspielige Partypolitik der Alijew-Clique verachten. Insbesondere ihnen bietet er mit dem christlichen Armenien einen dankbaren Sündenbock. Armenien ist wesentlich kleiner und ärmer als Aserbaidshan, der Militärhaushalt Bakus übersteigt den des Nachbarn dramatisch. Und so entdeckt Alijew seine muslimische Seite und macht sich zum Herold islamischer Expansion.

Historisches Trauma

Diese Strategie kennt man von Recep Tayyip Erdogan in der Türkei. Beide Potentaten haben sich darum zur Kriegseröffnung sogleich zu Waffenbrüdern erklärt. Der türkische Präsident sagt seinem aserbaidshanischen Verbündeten voraus, dass er das umstrittene Berg-Karabach „eines Tages“ zurückgewinnen und „von den Ungläubigen befreien“ werde. Armenien – ein Staat von der Größe Brandenburgs – wird von zwei aggressiven Nachbarn in die Zange genommen.

Die Armenier sind ohnedies vom Völkermord durch die Türken vor genau 100 Jahren traumatisiert. Der Völkermord an den christlichen Armeniern war einer der ersten systematischen Genozide des 20. Jahrhunderts. Historisch steht Ankara eng an der Seite Aserbaidshans, Moskau hingegen an der Seite Armeniens. In Berg-Karabach stoßen also Erdogan auf Putin, islamische auf christliche Truppen – und Alijew versucht wie Erdogan den Konflikt im Namen Allahs zu befeuern, um seine eigene Macht zu retten.

Nach sechs Wochen Krieg hat Russland einen Waffenstillstand vereinbart und Friedenstruppen entsandt. Für Armenien kommt das allerdings einer Kapitulation gleich, muss es doch während der Kämpfe verlorene Gebiete abtreten. Die Sorge vor Massakern und Vertreibung ist groß. Für die muslimischen Verbündeten Aserbaidshan und Türkei hat das Ergebnis eine große symbolische Bedeutung – schließlich erklärte Armenien bereits im Jahr 301 das Christentum zur Staatsreligion und wurde so der erste christliche Staat der Welt überhaupt. ■

Das Kloster Chor Virap vor dem Berg Ararat steht auf dem Hügel, wo der Überlieferung zufolge im Jahr 301 das Christentum zur Staatsreligion erklärt wurde. Der Ararat gehört zum historischen Siedlungsgebiet der Armenier, liegt aber in der Türkei.

Foto: pro/Jonathan Steinert



Foto: Markus Hurek

Dr. Wolfram Weimer, geboren 1964, ist Verleger, mehrfach ausgezeichnete Publizist und einer der wichtigsten Kommentatoren des Zeitgeschehens. In seinem Verlag Weimer Media Group erscheinen zahlreiche Wirtschaftsmedien.

LUST AM LOCKDOWN?

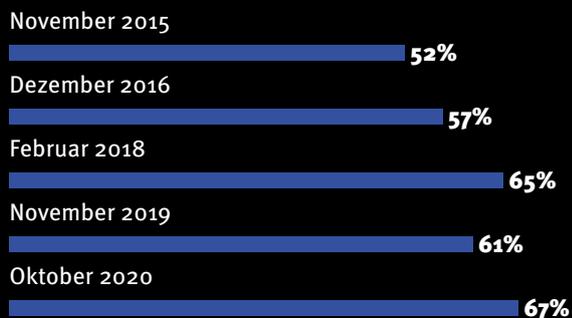
Medienforscher machen die Berichterstattung mitverantwortlich für den Corona-Lockdown. Zu viel in der Menge, zu unkritisch hinsichtlich der Maßnahmen. An Vertrauen haben Nachrichtenmedien trotzdem gewonnen. | VON JONATHAN STEINERT

Als im Oktober die Zahl der positiv auf Corona Getesteten immer stärker anstieg und auch die Werte vom Frühjahr übertroffen wurden, hatten zwei Wörter in den Schlagzeilen Konjunktur: „Rekord“ und „Höchstwert“. Fast jeden Tag meldeten die Nachrichtenseiten und -sendungen neue Rekordinfektionszahlen. Die Richtung der Entwicklung war klar: nach oben. Aber war es notwendig, jeden Tag einen neuen „Höchststand“ zu vermelden, wenn doch absehbar war, dass er am nächsten Tag wieder gebrochen werden würde und am darauffolgenden wieder? Viele Journalisten waren offenbar dieser Auffassung. Und so ging es von Rekord zu Rekord, zum Lockdown, zu neuen Farben in Infografiken, weil die bisherigen nicht ausreichten, um das Infektionsgeschehen abzubilden – auch wenn Grenzwerte, die bis dahin das Kriterium farblicher Abstufung waren, ohnehin allesamt weit überschritten wurden.

Wenige Tage vor den November-Einschränkungen, am 26. Oktober, erschien auf der Website der Süddeutschen Zeitung ein Beitrag des Medienforschers und emeritierten Professors Stephan Russ-Mohl. Titel: „Das Corona-Panikorchester“. Darin kritisiert er die Nachrichtenmedien für eine angstmachende Berichterstattung über die Pandemie und ein Zu-viel an Aufmerksamkeit für dieses eine Thema. Seine These: Die Medien haben „mit ihrem grotesken Übersoll an Berichterstattung Handlungsdruck in Richtung Lockdown erzeugt, dem sich die Regierungen in Demokratien kaum entziehen konnten“. Dabei bezieht er sich allerdings auf die Situation im Frühjahr. Nach Analysen des Instituts für empirische Medienforschung in Köln machten Corona-Themen im März und April einen Anteil von 60 bis 70 Prozent an der gesamten Berichterstattung von „Tagesschau“ (ARD) und „heute“ (ZDF) aus. „In einem nie gekannten Übermaß hat ein einziges Thema im Mittelpunkt gestanden“, sagt Russ-Mohl gegenüber pro. Das erzeuge Angst und Panik, etwa wenn täglich neue Statistiken präsentiert würden, ohne einzuordnen, wie hoch das Ansteckungsrisiko für den Einzelnen sei. Zudem würden Medien mit einer solchen Fokussierung ihrem Auftrag nicht gerecht, einen breiten Überblick über das Weltgeschehen zu liefern. Das Argument der Relevanz will Russ-Mohl nur bedingt gelten lassen: Natürlich sei es ein wichtiges Thema. Aber die schiere Zahl an Berichten übersteige in jenen Monaten deutlich den Umfang der Berichte, die es seinerzeit etwa zu den Anschlägen auf das World Trade Center oder auch zur Migrationskrise gegeben habe. „Inzwischen sind die Blickwinkel differenzierter geworden“, stellt der Forscher fest.

Für ihn ist diese Entwicklung ein Beispiel eines typischen Medienhypes: Am Anfang – als das Virus bereits in China grassierte – wird das Thema noch weitgehend ignoriert. Dann

Halten Sie die Informationen in den deutschen Medien alles in allem für glaubwürdig oder für nicht glaubwürdig?



Glauben Sie, dass den deutschen Medien von Staat und Regierung vorgegeben wird, worüber sie berichten sollen?



Beurteilung der Corona-Berichterstattung einzelner Medien

öffentlich-rechtliches TV



Öffentlich-rechtliches Radio



Tageszeitungen



YouTube



Boulevardpresse



folgt sein Aufschwung, währenddessen die Berichterstattung kaum andere Themen oder breitere Sichtweisen einbezieht, wie es im Frühjahr zu beobachten war. Derzeit, schätzt Russ-Mohl, dauere eine Umschwung-Phase an, die Perspektive wird wieder geweitet. Aus seiner Sicht spielt auch die menschliche Neigung eine Rolle, sich in unsicheren Zeiten und Krisen an anderen zu orientieren, vorzugsweise an Alphanurieren – im Falle der Corona-Krise etwa dem Virologen Christian Drosten, dem Robert-Koch-Institut sowie Bundeskanzlerin Angela Merkel. Dieses Herdenverhalten habe sich vor allem, aber nicht nur zu Beginn der Pandemie auch in den Redaktionen des Landes gezeigt.

Katastrophen-Narrativ dominiert

Studien des Forschungszentrums Öffentlichkeit und Gesellschaft der Universität Zürich zeigten für die Schweiz zwar keine wohlwollende Haltung des Journalismus gegenüber der Regierung, allerdings „eine zu unkritische Haltung der Medien in der sensitiven Phase kurz vor dem Lockdown“. Eine kritische Auseinandersetzung mit der Maßnahme sei ausgeblieben. Das Fazit der Forscher: „Die Informationsmedien haben dadurch mitgeholfen, den Lockdown vorzubereiten und zu legitimieren.“

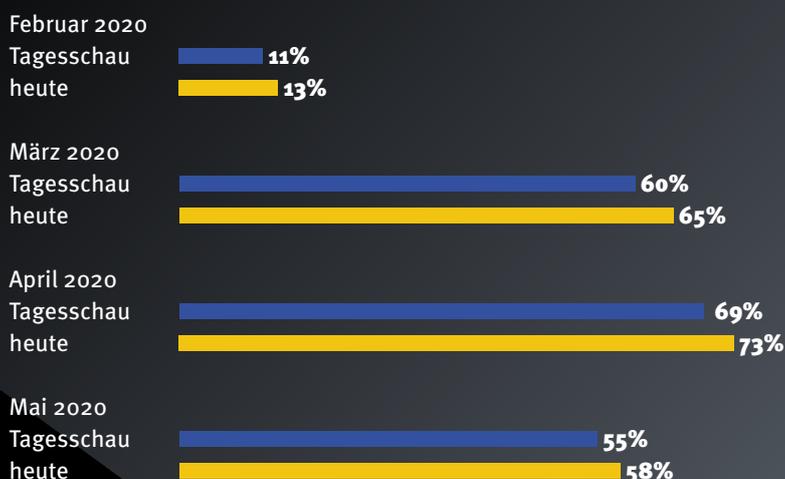
Klaus Meier, Journalistik-Professor an der Katholischen Universität Ingolstadt-Eichstätt, hält diese Ergebnisse für übertragbar auf Deutschland. Und auch auf den Herbst. Corona sei neben der US-Wahl das bestimmende Thema gewesen. Diese Wucht der Berichterstattung mache es der Politik leichter, auch strenge Maßnahmen durchzusetzen. Wengleich Meier ebenfalls betont, dass die Berichterstattung im Herbst weniger dramatisch und inhaltlich vielstimmiger war als im Frühjahr. Dennoch vermisst er tiefere Recherche, einordnende Daten und Er-

klärungen, anstatt die Entwicklung der Infektionszahlen wie den Pegelstand einer unaufhaltsamen Flutkatastrophe durchzugeben. Journalisten sollten auch mehr hinterfragen, welcher Experte was mit welchem Interesse über die Pandemie und die Maßnahmen sagt. Welche Eigeninteressen vertreten etwa Krankenhausleiter, wenn sie sich zu Wort melden? So etwas deutlich zu machen, sei Aufgabe der Journalisten, erklärt Meier. Allerdings stellt er auch fest: Gut recherchierte, kritische Hintergründe setzten sich im Nachrichtenfluss oft nicht durch, erhielten nur begrenzte Aufmerksamkeit. Etwa dass der Bayerische Rundfunk aufdeckte, dass die Landesregierung offenbar wegen Missverständnissen zu hohe Zahlen zu den beatmeten Corona-Patienten nannte.

Das in der Berichterstattung vorherrschende Narrativ laute: Wir müssen die Katastrophe verhindern. Das führe laut Meier etwa dazu, dass in der Bevölkerung „das Risiko, schwer an Corona zu erkranken, extrem überschätzt wird“. Meiers Beobachtung zufolge unterscheiden sich vor allem lokale und regionale Medien davon. Sie verbreiteten weniger das Katastrophen-Narrativ, sondern schauten stärker auf die konkrete Situation vor Ort.

Bei aller Kritik möchte Meier aber betonen, dass die Berichterstattung in ihrer Fülle und Vielfalt sehr gut sei. Das zeigten auch die Zahlen, die ein wachsendes Vertrauen in journalistische Medien bestätigten. Eine Studie, die infratest Dimap im Auftrag des WDR seit 2015 jährlich durchführt, hat im Oktober nämlich auch einen Höchstwert ermittelt – an Glaubwürdigkeit der deutschen Medien. 67 Prozent der 1.000 Befragten gaben an, dass sie die Medien für glaubwürdig halten, allen voran die öffentlich-rechtlichen. Auch die Corona-Berichterstattung wurde ganz überwiegend als gut oder sehr gut bewertet. ■

Anteil von Corona-Themen an der Berichterstattung



Quelle: infratest dimap im Auftrag des WDR, Oktober 2020, 1.001 Befragte (Grafiken Seite 36); IFEM Köln (Grafik Seite 37)



Seine Beobachtungen zur Berichterstattung über die Corona-Krise hat Stephan Russ-Mohl im von ihm herausgegebenen Band „Streitlust und Streitkunst“ detailliert ausgeführt und erklärt.

472 Seiten, 28 Euro, ISBN 978386962522

Horst Marquardt (2.v.l.) bei einem Pressebesuch bei Bundeskanzler Helmut Kohl, Anfang der 90er Jahre



2010 erhielt Horst Marquardt für sein Lebenswerk den „Goldenen Kompass“ der Christlichen Medieninitiative pro, neben ihm Laudator Joachim Loh

Der christliche Medienpionier

Er war Theologe, er war Pastor und Publizist. Als Pionier christlicher Medienarbeit wurde er zu einem der führenden Köpfe in der evangelikalen Publizistik in Deutschland. 33 Jahre lang stand Horst Marquardt an der Spitze des Evangeliums-Rundfunks (heute ERF Medien) in Wetzlar. Am 2. November ist er im Alter von 91 Jahren in Minden gestorben. | EIN NACHRUF VON CHRISTOPH IRION

Wer Horst Marquardt in den letzten Jahren seines Lebens erlebte, spürte noch immer seine Macher-Qualitäten. Seinen Willen, zu gestalten. Sein großes Interesse für die Chancen der jungen Generation und

für die neue, digitale Medienwelt. Wenige Tage vor seinem Tod schickte er eine E-Mail. Lapidar teilte er mit, ihm gehe es derzeit „nicht so besonders“. Aber er könne „Gott sei Dank noch alles mitverfolgen“. Marquardt genoss die Möglichkeit, per digitaler Videokonferenz an der nächsten Vorstandssitzung der Christlichen Medieninitiative pro teilnehmen zu können: „Darauf freue ich mich heute schon“, schrieb er – doch dazu kam es nicht mehr. Drei Tage vorher, am Vormittag des 2. November, feierte er, schon sehr geschwächt, aber noch bei vollem Verstand, in seinem Bett ein letztes Abendmahl. Gegen 16 Uhr wurde sein Atem flacher – zwei nahe Angehörige waren bei ihm, als er sein Leben aushauchte.

Wer war Horst Marquardt? Ein rastloser Medienmanager in christlicher Mission? Er begründete drei Medienhäuser und weitere Werke in Wetzlar (ERF Medien, idea, den Kongress christlicher Führungskräfte und die Christliche Medieninitiative pro). Heute arbeiten dort insgesamt 255 Festangestellte.

Horst Marquardt (Mitte), Friedrich Hänssler und der Unternehmer Waldemar Murjahn 1982 beim „Ersten evangelikalen Medienkongress“ in Böblingen. 1975 war die Christliche Medieninitiative pro gegründet worden.

Weggefährten aus den Gründerjahren beschrieben ihn als kernigen Konservativen, als strengen, auch autoritären Chef. Mitarbeiter schätzten aber auch seinen würdevollen Stil. Marquardt hatte einen scharfen, analytischen Verstand. Zugleich war er ein demütiger Beter – wichtige Fragen prüfte er in der Stille vor Gott. Er war immer ein Freund klarer Worte, stets bezog er als Christ Position. Und er hatte ein Herz für Israel. Wichtig war ihm, die Gute Nachricht von Jesus Christus verständlich, anschaulich und schnörkellos über Medien zu verbreiten: Weit über tausend Marquardt-Andachten sendete „sein“ Evangeliums Rundfunk. Als Sprecher beim Wort zum Sonntag (ARD) wurde er einem Millionenpublikum bekannt. Wer in den letzten Lebensjahrzehnten mit ihm zusammenarbeitete, erlebte Marquardt auch als toleranten Zuhörer, als klugen und weisen Ratgeber.

Als Manager war er ein Macher alter Schule – aber hinsichtlich gesellschaftlicher und medialer Trends nie altmodisch. Bis zum Schluss lebte er am Puls der Zeit. Als Marquardt 2019 seinen 90. Geburtstag feierte, betrieb er als wohl ältester Blogger Deutschlands seine Internetplattform „Marquardts Bilanz“. Gegenüber pro erklärte er damals, nach wie vor treibe ihn die Erfahrung an, „dass ein





Leben mit Christus reich macht und dass es wert ist, dies anderen zu sagen“. Noch am Tage seines Todes erschien sein letzter Blogbeitrag mit dem Titel: „Ehrlich währt am längsten.“

Marquardt war mehr als 60 Jahre mit seiner Frau Irene verheiratet, die 2017 verstarb. Das Paar hatte vier Kinder, zehn Enkel und drei Urenkel. Am Grab seiner Frau in Minden blickte Marquardt trotz seiner Trauer dennoch mit Dankbarkeit auf das gemeinsame, erfüllte Leben zurück. Sein Leben, sagte Marquardt, habe stets unter dem Bibelwort gestanden: „Euch geschehe nach eurem Glauben“ (Matthäus 9,29). ■

Horst Marquardt wurde 1929 in Berlin geboren. Er wurde christlich erzogen und ging in Berlin und Breslau zur Schule. Im Zweiten Weltkrieg meldete er sich als 15-Jähriger freiwillig zum Volkssturm. Noch vor Kriegsende hatte Marquardt seine Meinung dazu komplett geändert. 1945, in der Sowjetischen Besatzungszone, schloss er sich der Kommunistischen Partei an. In Potsdam arbeitete er als Rundfunkredakteur. Einer seiner Beiträge kam nicht durch die Partei-Zensur – und Marquardt erlebte einen völligen Sinneswandel: Er erkannte Jesus Christus als den, der Frieden und Gerechtigkeit schenkt, flüchtete in den Westen. Am Seminar der Methodisten in Frankfurt studierte Marquardt Theologie. 1956 wurde er Pastor in Berlin, danach in Wien. Der neu gegründete „Evangeliums-Rundfunk“ in Wetzlar (heute ERF Medien) stellte den jungen Theologen mit Medienerfahrung 1960 als Programmdirektor ein. Marquardt war maßgeblich am Aufbau des Senders beteiligt, den er bis 1993 als Direktor leitete. Bis 1998 war er als Internationaler Direktor bei „Trans World Radio“ (TWR) verantwortlich für die Gebiete der Ex-Sowjetunion, des Mittleren Ostens und Afrikas. Marquardt gilt als Initiator für die Gründung der Evangelischen Nachrichtenagentur idea (1970), deren Vorstandschef er bis 2017 war. 1975 gehörte er zu den Gründern und zum ersten Vorsitzenden-Kollegium der „Konferenz evangelikaler Publizisten“, heute Christliche Medieninitiative pro.

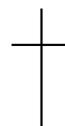
Foto: pro/Christoph

Pastor Horst Marquardt

* 14. JULI 1929 † 2. NOVEMBER 2020

„Euch geschehe nach eurem Glauben“

Matthäus 9, 29

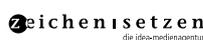


Als Direktor leitete er über drei Jahrzehnte **ERF Medien**, er gründete die **Evangelische Nachrichtenagentur idea** und die **Christliche Medieninitiative pro**.

Als Pionier, Visionär und Gestalter hat er die christliche Medienlandschaft in Deutschland wesentlich geprägt.

Durch sein Engagement sind weltweit Millionen Menschen mit der Guten Nachricht von Jesus Christus in Berührung gekommen. Sein Vorbild ist uns Ermutigung. In großer Dankbarkeit nehmen wir Abschied:

Mitgliederversammlungen, Aufsichtsrat, Vorstände und alle Mitarbeiter



WETZLAR, IM NOVEMBER 2020



Belästigt im Netz

Mobbing und Schikane machen vor der digitalen Welt nicht halt. Manches fällt im anonymen Raum sogar leichter. Erschreckend viele Kinder und Jugendliche hatten schon mit Online-Belästigung zu tun. Experten raten, das Thema auf den Tisch zu bringen. | VON CHRISTINA BACHMANN

Was soll 'n das sein?", so die spontane Reaktion meines Ältesten, 14 Jahre, als ich ihn frage, ob er schon mal mit Online-Belästigung zu tun hatte. Doch dann stellt sich heraus: In seiner Klasse war das bereits Thema. Eine Schulkameradin bekam per Instagram herabsetzende Kommentare geschickt in dem Sinne: „Du denkst, du bist cool, aber du bist total ...“ Da offenbar jemand aus der Klasse damit zu tun hatte, war das Mädchen so klug gewesen, gleich die Klassenlehrerin darauf anzusprechen.

Je früher das System Online-Belästigung durchbrochen wird, desto besser, weiß Friederike Bartmann. Sie ist pädagogische Referentin bei der Katholischen Landesarbeitsgemeinschaft Kinder- und Jugendschutz NRW in Münster und schult Fachkräfte zum Thema Grooming und Cyber-Mobbing. Hat sich ein System von Haupttäter, den sie „Bully“ nennt, und Mittätern erst manifestiert, wird es für die Belästigten immer schwieriger, sich zu wehren. Testphase, Konsolidierungsphase und Manifestationsphase, so unterteilt Bartmann die Stufen des digitalen Mobbings. Online-Belästigung hat viele Gesichter und fängt oft klein an. „Da wird zum Beispiel das Bild von einem Jugendlichen bearbeitet und versendet. Ist das einmalig, sprechen wir von einer Cyberattacke. Wiederholt sich das und wird systematisch, ist es Cybermobbing“, erklärt die Pädagogin. „Oder es wird eine WhatsApp-Gruppe gegründet, die heißt ‚Anna ist doof‘, und da wird über Anna gesprochen. Es kann auch größere Ausmaße annehmen, dass zum Beispiel Nacktbilder, sogenannte Nudes, verbreitet werden.“

Mobbing im Klassenchat ist ein typisches Thema, mit dem sich Jugendliche bei der Online-Beratungsplattform juuuport.de melden. Dort beraten ungefähr gleichaltrige Ehrenamtliche die Ratsuchenden, die zwischen 14 und 24 Jahren alt sind. „Das Mobbing findet oft auch offline statt und das Schlimme ist, dass die Opfer keinen Rückzugsort mehr haben“, sagt Carolin Bollmeier, bei juuuport für das medienpädagogische Projektmanagement zuständig. „Sie sind dem ausgeliefert, weil es rund um die Uhr stattfindet.“ Je nach Studie oder Umfrage variieren die Zahlen, doch klar ist: Erschreckend viele Kinder und Jugendliche hatten schon mit dem Thema Online-Belästigung zu tun. „Jeder kann Opfer und auch Täter werden“, sagt Friederike Bartmann. „Oft wird gedacht, das sei nach sozialen Schichten unterschiedlich. Aber Studien zeigen auch, dass es bei Gymnasiasten wie Hauptschülern annähernd ähnlich ist.“

Kann man sich dagegen wappnen? „Prävention ist der Schlüssel“, ist Bartmann überzeugt. Die fängt damit an, Kinder und Jugendliche zu stärken. „Wenn ich um mein Selbstbewusstsein und meinen Wert weiß, habe ich eine ganz andere Ausgangslage.“ Eltern sollten vermitteln: „Ich bin da für dich, du bist gut und wertvoll, so wie du bist.“ Christen kann auch der Glaube an Gott Rückhalt geben. Die Bibel spreche davon, dass Gott die Menschen liebt. „Wenn ich mir das immer wieder klarmache, gibt mir das Sicherheit“, sagt Bartmann.

Erfahrungen mit Mobbing im Internet

„Es hat schon mal jemand falsche/ beleidigende Sachen über mich per Handy oder im Internet verbreitet“

18 % Mädchen 24 % Jungen

„Es hat schon mal jemand peinliche/ beleidigende Fotos/Videos, auf denen ich zu sehen war, verbreitet“

15 % Mädchen 11 % Jungen

Quelle: mpfs, JIM-Studie 2019, 1.200 Befragte zwischen 12 und 19 Jahren

Kinder für den Umgang mit Sozialen Medien befähigen

Eltern sind außerdem gefragt, ihre Kinder beim Aufwachsen in der Medienwelt zu begleiten. „Kinder haben ein Recht auf Mediennutzung, aber eben auch auf Medienerziehung“, betont Sabine Eder, Geschäftsführerin des medienpädagogischen Vereins Blickwechsel. „Wenn wir von Kindern ein vernünftiges Verhalten im Internet erwarten, dann sollten wir mit ihnen auch über angemessene Verhaltensweisen reden, ihnen Handwerkszeug vermitteln, wie sie sich und andere schützen können. Kinder benötigen entsprechende Kenntnisse darüber, was es heißt,



Anlaufstellen für Betroffene/ Fortbildungsmöglichkeiten:

Einen guten Überblick über Hilfsangebote bietet die Webseite jugend.support, die vom Bundesfamilienministerium gefördert wird. Unter „Finde die richtige Hilfe für dein Problem“ kann man sich durchklicken bis zu „Lass dich beraten“. Dort sind viele Anlaufstellen aufgeführt, darunter auch juuport.de oder die Telefon-„Nummer gegen Kummer“: 116 111.

Die Seite der Jugendschutzstellen auf Landes- und Bundesebene, jugendschutzlandesstellen.de, bietet Angebote für Fachkräfte aus Jugendhilfe und Schule, Eltern und alle, die mit Kindern und Jugendlichen arbeiten. Das Netzwerk „Bündnis gegen Cybermobbing“ bietet Fortbildungen, Literatur und mehr an, verlinkt zu den Internetauftritten der Polizei und listet ebenfalls Beratungsstellen auf: buendnis-gegen-cybermobbing.de. Auf dem Portal klicksafe.de gibt es viele praktische Tipps zu Sicherheit im Internet.

Das Smartphone kann zum digitalen Mobbing-Werkzeug werden

sich in sozialen Netzwerken öffentlich darzustellen. Was gebe ich von mir und von anderen preis, darüber gilt es immer wieder nachzudenken.“ Die Diplompädagogin, die auch Bundesvorsitzende der Gesellschaft für Medienpädagogik und Kommunikationskultur (GMK) ist, glaubt, dass in punkto Medien-erziehung noch reichlich Luft nach oben ist. Die Aufgabe der Eltern geht für sie vom Bewahren über das Begleiten bis hin zum Befähigen. „Wenn junge Kinder sich in sozialen Netzwerken anmelden, die für ihre Altersgruppe noch gar nicht gedacht sind, dann lässt man sie alleine.“

Eltern, Erzieher oder auch die Leitung kirchlicher Jugendgruppen sollten somit das Thema Online-Belästigung ansprechen. „Habe ich im Vorfeld über etwas gesprochen, gibt es dafür Worte und eine gewisse Sprachfähigkeit“, erklärt Bartmann. „Das Thema ist damit enttabuisiert und nicht mehr schambehaftet.“ Wer informiert ist, weiß, was im Ernstfall zu tun ist, bestätigt Eder.

Hilfe holen ist das A und O: Erste Ansprechpartner sind meist Vertrauenspersonen. Das können ein Freund oder eine Freundin sein, die Eltern, ein Lehrer, die Jugendleiterin in der Gemeinde. Auch anonyme Hilfe gibt es, etwa unter der „Nummer gegen Kummer“ (116 111) oder bei der Beratungsplattform juuport.de. Dort wird über ein Kontaktformular oder per WhatsApp-Chat beraten. Auch Eltern können sich etwa bei Beratungsstellen Unterstützung holen.

Hilfreich sind oft schon ganz praktische Tipps: Kontakte blockieren oder ein Profil privat stellen. Screenshots können als

Beweis dienen, sollte es zu einer Anzeige bei der Polizei kommen. Ein Pauschalrezept für Betroffene gibt es nicht, zu individuell sind die Situationen. Doch übereilte Reaktionen sind in der Regel unklug, ruhiges Überlegen ist besser. Umso wichtiger ist der Rat anderer.

Die 22-jährige Sophie, die über ihren Instagram-Blog von Männern angebaggert und in ihrem Aussehen permanent ungefragt kommentiert wurde, hat mit Freundinnen darüber gesprochen. „Die haben mir Mut gemacht, die Menschen einfach kommentarlos zu blockieren und mich nicht zu rechtfertigen.“ Den Blog hat sie weiterhin, doch sie ist viel vorsichtiger geworden, was sie über sich postet. ■

Foto: Luke Porter

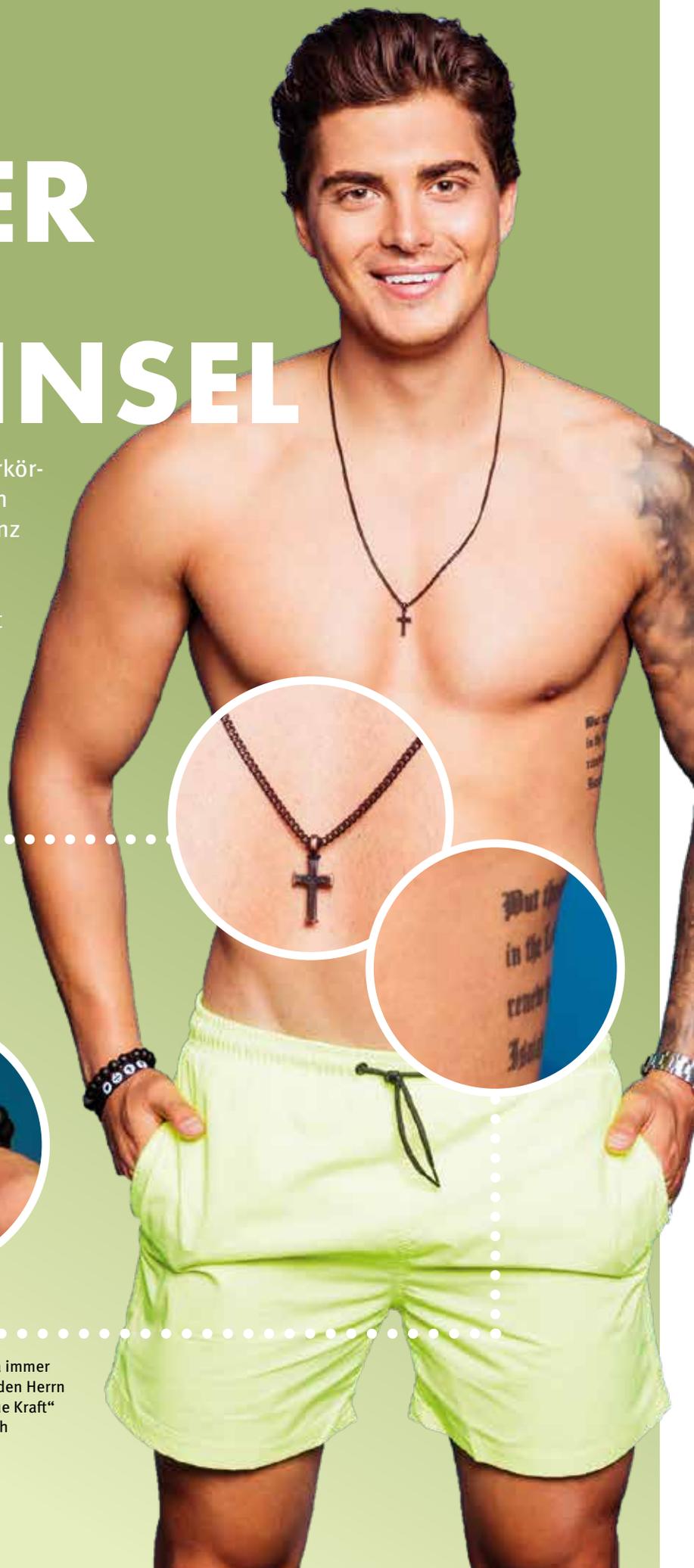
ALS CHRIST AUF DER RTL2- LIEBESINSEL

Auf Instagram zeigt er sich meist oberkörperfrei in Badehose, in seinem Herzen und unter seiner Haut hat er einen ganz anderen Fokus gesetzt: Tim Kühnel, der diesjährige Gewinner der RTL2-Dating-Sendung „Love Island“ hat mit pro über seine Tattoos und seinen Glauben gesprochen – und erklärt, warum er bei dem kontroversen TV-Format mitmachte. | VON TABITA PROCHNAU

Ein Kreuz hängt als Kettenanhänger um den Hals, eines prangt als Tattoo zwischen seinen Schultern. Es erinnert daran, dass ein Nachfolger Jesu sein Kreuz auf sich nehmen soll

Die Symbole auf dem Armband stehen für vier Kernaussagen des christlichen Glaubens: Gottes Liebe, Trennung von Gott durch Sünde, Vergebung durch Jesu Tod am Kreuz sowie die Möglichkeit einer Entscheidung für oder gegen ein Leben mit ihm

Den Propheten Jesaja immer dabei: „Aber die auf den Herrn harren, schöpfen neue Kraft“ steht hier auf Englisch



Eine Gruppe Singles lebt isoliert von der Außenwelt und unter ständiger Begleitung von Kameras vier Wochen lang in einer Villa auf der „Liebesinsel“ Mallorca. Bei sogenannten „Paarungszeremonien“ müssen die Kandidaten Paare bilden. Sie können sich immer wieder neu verkuppeln oder sich für ihren bisherigen Partner entscheiden. Um für mehr Spannung zu sorgen, kommen ausgewählte Kandidaten als „Granaten“ im Laufe der Sendung hinzu. Wer nach einer neuen Partnerwahl Single ist, fliegt raus. Das Paar, das am längsten in der Villa bleibt, gewinnt 50.000 Euro. Das ist das Konzept der Kuppelshow „Love Island – Heiße Flirts & wahre Liebe“ von RTL 2. Im September lief die vierte Staffel.

Tim Kühnel und Melina Hoch sind während der Sendung ein Paar geworden und haben die Staffel gewonnen. Wenn Kühnel sich in der Sendung und auf Instagram mit freiem Oberkörper und in Badehose zeigt, fallen seine zahlreichen Tattoos auf. „Meine Tattoos haben alle eine Bedeutung“, betont der 24-Jährige aus Sindelfingen. So stehe die Taube auf seinem Oberarm für Frieden und für den Heiligen Geist, der Löwe auf der Innenseite seines Unterarms sei ein Sinnbild für Jesus, abgeleitet aus dem Symbol für den Stamm Juda. Der Unterarm zeigt zudem den Schriftzug „by grace through faith“ („durch Gnade, durch Glauben“), sein Bizeps „soli deo gloria“ („Gott allein die Ehre“). Auf seine linke Seite platzierte er ein Zitat aus Jesaja, Kapitel 40, Vers 31: „Aber die auf den Herrn harren, schöpfen neue Kraft.“ Der gehöre zu seinen Lieblingsversen, weil er ihn motiviere und immer wieder neue Hoffnung und Kraft schenke.

„Ich habe meine Teilnahme als Chance gesehen, meine Werte zu vertreten und meinen Glauben zu teilen.“

Warum er an Gott glaubt, erklärte Kühnel auf Instagram so: „Weil er uns liebt und uns neues Leben durch Jesus schenkt, obwohl wir ständig sündigen und nichts verdienen.“ Er ist evangelisch getauft und christlich erzogen worden. Im Rahmen seiner Konfirmation setzte er sich persönlich intensiver mit dem Glauben auseinander. Unter anderem machte er sich viele Gedanken darüber, was nach dem Tod kommt. „Da ist der Glaube der Halt und das Fundament für mich geworden“, erklärt Kühnel, der in der Fußballmannschaft des SV Böblingen spielt. Der Glaube an Gott gebe ihm unglaublich viel Kraft, auch wenn es mal nicht so gut laufe.

Kuppelshow als Chance

Für „Love Island“ bewarb er sich eigentlich nur aus Spaß – und das bereits im vorigen Jahr – nachdem ihn ein paar Freunde im Fitnessstudio dazu ermutigt hatten. Die dann erfolgte Zusage konnte er allerdings nicht annehmen, weil sich die Drehzeit mit

der Bachelorarbeit für sein duales Studium bei der Mercedes-Benz-Bank in Stuttgart überschritten hätte. Anfang 2020 fragte ihn RTL2 dann für die diesjährige Staffel an. Dafür sagte er erst zu, als sein geplanter BWL-Master in den USA durch Corona unmöglich wurde.

Die Frage, wie er seine Teilnahme an der Kuppelshow mit dem Glauben vereinbaren könne, kann Kühnel nachvollziehen. Über Instagram wurde sie ihm mehr als einmal gestellt. Er habe selbst lange hin und her überlegt, ob es das Richtige sei, erzählt er. Schließlich kam er für sich zu dem Entschluss, dass er mit einem guten Gewissen in die Sendung gehen kann, wenn er sich selbst treu bleibt, sich nicht verstellt, wenn seine Familie damit einverstanden ist und wenn er sich im Nachhinein nichts vorzuwerfen hat. Er erklärt: „Ich habe meine Teilnahme als Chance gesehen, meine Werte zu vertreten und meinen Glauben zu teilen, auch wenn es vielleicht nicht die üblichste Plattform ist.“

Die zweiwöchige obligatorische Quarantäne vor der Sendung nutzte Kühnel, um Bücher zu lesen, darunter auch „Wie man Gottes Reden hört“ der Predigerin Joyce Meyer. Zudem verfolgte er seinen Bibelleseplan. „Ich habe die Zeit für mich genutzt, um runterzukommen, viel zu schlafen und viel zu beten.“ Dementsprechend sei er, als er schließlich in der Villa auf Mallorca angekommen war, sehr entspannt gewesen. Und das obwohl sein zweiter Coronatest in der Quarantäne positiv war. Der dritte Test eine Woche später fiel wieder negativ aus. Deshalb kam er – anders als geplant – erst in der vierten Folge hinzu.

Das Eintreffen des nebenberuflichen Modells bezeichnete die Bild-Zeitung als „Zicken-Zoff um Schwaben-Adonis“. Tatsächlich wurde Kühnel als „Granate“ im Leopardmuster-Hemd sofort auf ein Doppeldate mit zwei Single-Damen geschickt. Diese bemühten sich natürlich schwer um die Aufmerksamkeit des Neankömmlings. Sofort angetan hat es dem Wirtschaftspsychologie-Studenten aber Kandidatin Melina Hoch, die zu diesem Zeitpunkt noch mit einem anderen Teilnehmer unglücklich verkuppelt war. Bereits am nächsten Tag konnte er die 24-jährige Sportmanagement-Studentin und Cheerleaderin als Partnerin wählen. Mit ihr führt er bis heute eine feste Beziehung. Rückblickend stellt Kühnel fest, dass die Überschneidung mit seinem Studium im vergangenen Jahr sowie die zeitliche Verzögerung durch den zunächst positiven Coronatest „im Nachhinein perfekt gepasst“ haben. Dass er mit Hoch die Kuppelshow letztlich gewann, sei erst einmal zweitrangig.

Sieger der Herzen

Positiv aufgefallen ist der diesjährige Gewinner bei den Zuschauern in jedem Fall. Als der authentischste und ehrlichste „Islander“ wird Kühnel im Internet und auf sozialen Medien gefeiert. Schließlich wählten ihn die Zuschauer am Ende der Staffel sogar zum „Sieger der Herzen“.

Während der gesamten Sendung zeigte er sich als ruhiger, humorvoller und liebevoller Kandidat, der für die anderen Teilnehmer stets ein offenes Ohr und einen weisen Ratschlag parat hatte. Er vermittelte zwischen Konfliktparteien und hielt treu und geduldig zu seiner TV-Partnerin Hoch, die in den Augen vieler als wenig konfliktscheu galt. Bei Anspielungen unterhalb der Gürtellinie hielt sich der Student zurück. Bei einem Spiel à la „Ich habe noch nie“ stand er zudem dazu, noch nie einen Porno geschaut zu haben.



Die Beziehung mit Melina Hoch hält auch über die Show hinaus

Foto: RTLZWEI

Mit einem Marktanteil von rund acht Prozent, beziehungsweise 860.000 Zuschauern in der ersten und letzten Folge (die zeitversetzte Online-Nutzung nach der Ausstrahlung dürfte deutlich höher sein) gehört „Love Island“ zu den bekanntesten und meistgesehenen Sendungen auf RTL2. Vor allem unter den 14- bis 29-Jährigen genießt die Reality-Dating-Show eine immer größere Aufmerksamkeit. Nicht selten sorgt die Sendung allein wegen ihrer Freizügigkeit für Kontroversen.

„Ich wollte von Anfang an ehrlich sein“, berichtet Kühnel über sein Verhalten in der Sendung. Er sei der Ansicht, dass Intrigen zu spinnen keinen Sinn mache und nur für Ärger Sorge. „Mir war einfach wichtig, die Werte Ehrlichkeit, Authentizität und auch ein Stück weit Nächstenliebe zu vertreten“, betont der Publikumsliebling. Deshalb sei er stets auf die anderen Teilnehmer eingegangen – vor allem, wenn sie ein Problem hatten. Seine Mit-Kandidaten wollte er so behandeln, wie er auch behandelt werden möchte. Er versuche, seine „Werte zu leben“, und wenn Leute dann fragen, wieso er sich so verhalte, das Ganze – also seine christliche Motivation dahinter – zu erklären.

Stets sichtbar trug Kühnel in der Sendung ein schwarzes „Vier Punkte“-Armband, das anhand von Symbolen die Kernaussagen der Bibel aufgreift (siehe Bild). Wie der Gewinner berichtet, sei dies auch einigen Zuschauern aufgefallen. Auch seine christlichen Tattoos waren Gesprächsstoff bei „Love Island“ und den anderen Kandidaten. „Wenn mich jemand nach meinem Glauben fragt, rede ich gerne darüber, auch wenn es vielleicht nicht für jeden direkt klar oder nachvollziehbar ist“, sagt Kühnel.

In das perfekte Leben von Jesus hineinwachsen

Die Teilnahme an der Show bereut er nicht. „Im Gegenteil: Ich bin sehr dankbar für die Erfahrung und dafür wie alles gekommen ist“, bemerkt der Student. Seinen gemeinsamen Sieg mit Hoch – inklusive dem Preis von 50.000 Euro, den er sich mit seiner Freundin teilt – sieht er als Segen, als Geschenk, und nicht als etwas, das er durch seinen eigenen Verdienst gewonnen habe.

Einen Teil seines Siegegeldes verwendete Kühnel für ein Auto, das er gemeinsam mit seiner Schwester seiner Mutter

schenkte. Sie habe für ihn stets zurückgesteckt, ihn finanziell unterstützt und ihm etwa Urlaube ermöglicht. „Meine Mutter ist der wichtigste Mensch in meinem Leben“, begründet Kühnel diese Entscheidung. Mit dem Auto will er ihr nun etwas zurückgeben. Den restlichen Teil des Preisgeldes hat er sich fürs Studium zurückgelegt.

Auch mit seiner Freundin habe er schon über den Glauben gesprochen. Sie stehe dem „neutral“ gegenüber und glaube, dass es etwas Höheres gebe, sagt er. Kühnel ist es wichtig, später einmal kirchlich zu heiraten und seine Kinder christlich zu erziehen. „Oft vertreten Menschen aber auch gewisse Werte, die aus dem christlichen Glauben stammen, ohne es wirklich so zu wissen“, sagt er und findet, dass seine Beziehung mit Hoch gut funktioniert. Unbedingt vermeiden möchte Kühnel, dass sich die Beziehung wegen unterschiedlicher Glaubensvorstellungen auflöse. „Wer bin ich, dass ich sagen kann, deshalb hast du keinen Platz in meinem Leben?“, fragt er.

Eine feste Gemeinde hat Kühnel nicht. Er war schon in der „Himmelsleiter“, einer freikirchlichen Jugendgemeinde in Stuttgart, oder beim evangelistischen Jugendevent „Jesus House“. Wenn er seine Freundin in Köln besucht, schaut er auch bei der dortigen „City Church“ vorbei. Er hört Predigt-Podcasts und ist ein Freund der Bibel-App „YouVersion“ und den darin enthaltenen Lesepläne. Die Institution Kirche und der Glaube sind für ihn „zwei Paar Stiefel“, sagt Kühnel und betont, dass der Glaube in erster Linie die Beziehung zu Gott sei.

Seine Hoffnung ist es, nach dem Tod ewiges Leben bei Gott zu haben. Hier auf Erden sei es sein Ziel, andere Menschen mit dem Glauben zu erreichen. Nicht indem er etwas einfordert; er möchte seine Überzeugung vorleben und „in Jesu perfektes Leben reinwachsen“, erklärt er. „Das sehe ich als meinen Auftrag und als meine Aufgabe als Christ.“ ■

Leserreaktionen

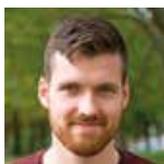
zum Titel „Einheit, Freiheit, Dankbarkeit“

Dabei ging es um einen Rückblick auf 30 Jahre Deutsche Einheit

Der Umfrage, wie Ost- und Westdeutsche über die Wiedervereinigung denken, möchten wir besonders in dem Punkt widersprechen, dass wir im Osten wie Bürger zweiter Klasse behandelt würden! Menschen mit solchem Empfinden möchten wir ermutigen, endlich aus ihrer vermeintlichen Opferrolle herauszukommen und nach vorn zu schauen. Als „Ostler“ schließen wir uns lieber der Aussage des ehemaligen Innenministers von Sachsen, Heinz Eggert, an. Er beendete einen Vortrag in unserem Ort mit den Worten: „Müssten wir Deutschen nach 30 Jahren deutscher Einheit nicht Gott auf Knien danken? Wir Ostdeutschen, weil, Gott sei Dank!, der Honecker-Spuk vorbei war. Die Westdeutschen, weil sie ihn nicht erleben mussten. Und beide gemeinsam, weil bei allen Schwierigkeiten, den vorgefundenen und den selbst gemachten, vom Fakt der Deutschen Einheit auch nach 30 Jahren nur mit unbändiger Freude gesprochen werden kann,

Zu jeder Ausgabe erreichen uns viele Leserbriefe und E-Mails. Aus Platzgründen können wir nur eine Auswahl davon in gekürzter Fassung abdrucken. Dies beinhaltet keine Wertung oder Missachtung.

Wir freuen uns in jedem Fall über Ihre Zuschriften. Und wenn Sie lieber telefonieren, wählen Sie die Nummer unseres Lesertelefons. Anrufe zu dieser Ausgabe beantwortet pro-Volontär Martin



Schlorke.

Christliches Medienmagazin pro
Charlotte-Bamberg-Straße 2
35578 Wetzlar
leserbrieft@pro-medienmagazin.de
Lesertelefon: (0 64 41) 5 66 77 77
Telefax: (0 64 41) 5 66 77 33

weil es – Gott sei Dank – so gekommen ist. Und weil kein Blut vergossen wurde!“

Angela und Michael Haza

zu „Treten Sie ab, Herr Diktator!“

Der Kolumnist Wolfram Weimer wirft dem weißrussischen Machthaber Alexander Lukaschenko vor, dass er Demokratie, Menschenrechte und das christliche Erbe schwer missachtet.

Den Beitrag von Herrn Dr. Weimer finde ich anmaßend. Wir können das Leben und die Politik in Weißrussland nicht mit unseren Maßstäben messen. Die Regierung hat bei der letzten Wahl unabhängige Beobachter eingeladen. Allerdings wurde dieses Angebot nicht angenommen. Ich selbst habe vor zwei Jahren das Land als Tourist bereist und mich dank meiner guten Russischkenntnisse mit vielen Menschen unterhalten. Die Cafés und Bars waren am Abend voll mit jungen Menschen, die fröhlich waren und auch die nicht immer ganz billigen Angebote nutzten. In der Metro, im Bus oder der Straßenbahn standen junge Leute unaufgefordert auf und machten Senioren Platz. Graffiti an Häuserwänden, weggeworfene Zigarettenkippen oder Alkohol im öffentlichen Raum: Fehlanzeigen. Auch das ist eben Belarus mit seinen liebenswerten Menschen und Polizisten, die uns als Touristen höflich und respektvoll begegneten. Aber man kontrollierte eben auch sehr genau, wer in das Land einreiste. Von alledem berichtet Herr Weimer nicht.

Claus Hörrmann

zu „Wie Feuer und Wasser“

pro-Redakteur Nicolai Franz hatte die beiden Kandidaten für den US-Präsidentschaftswahlkampf verglichen

Danke für diesen Vergleich: Als Otto-Normalverbraucher der veröffentlichten Meinung war ich jahrelang davon überzeugt, dass Herr Trump die größte Fehlbesetzung des Präsidentschaftsamt wäre. Man



pro-Lesertelefon
(0 64 41) 5 66 77 77

hörte ja nur die Negativschlagzeilen über ihn in der deutschen Presse. Dann hörte ich von Menschen, die mir als sehr seriös und intelligent bekannt sind, etwas anderes und manchmal ganz Gegenteiliges. Ihr Vergleich ist ein gutes Beispiel für mich, diese Rolle beider Männer etwas distanziert und sachlicher zu betrachten.

Harry Fader

zu „Ich bin Pietist und will es auch bleiben“

Zum Ende seiner Amtszeit als Präses des Gnadauer Gemeinschaftsverbandes sprach pro mit Michael Diener

Nach 35 Jahren Christsein (EC, CVJM, evangelikale Gemeinde) kam es durch eine massive Krise dazu, mich von diesem Christsein zu lösen. Dass Gott sich mir in den Weg stellte und einen gnadenlos klaren Spiegel vorhielt, ist nun ein für mich demütigendes Wunder seiner Gnade. Daher warne ich vor dem Fortschreiten einer Entwicklung, die seit Jahrzehnten dahin führt, Gott nach dem eigenen Herzen zu formen und zu interpretieren. Herr Diener tut dies hier beispielhaft beim Thema Homosexualität. Es gäbe derer vielerlei. Die Auslegungen zur Scheidung und Wiederheirat, zu Alkoholverbot, Kopftuchgebot und der Rolle der Frau in der Gemeinde sind weitere Einfallstore für Streit und Lüge. [...] Gott lässt sich nicht spotten. Wir können nicht von einem heiligen und zugleich gnädigem Gott sprechen, wenn wir diese Tatsachen in unserer menschlichen Sucht nach Weite verlieren.

Martin Hartmann

zur pro-Umfrage

pro hatte seine Leser gebeten, ihre Meinung über das Magazin mitzuteilen

Ich freue mich über jede Ausgabe der pro und danke Ihnen und Gott dafür. Ich bin inzwischen fast 92 Jahre und bin so dankbar, dass ich noch lesen kann. Ich finde die Zusammenstellung der Zeitschrift sehr gut.

Hilda Michel



An den Wänden hängen verschiedene religiöse Symbole, die die Bandbreite der multireligiösen Kindertagesstätte zeigen



Frieden einüben – im Kleinen, mit den Kleinen

In Pforzheim will man unterschiedliche Kulturen und Religionen zum gedeihlichen Miteinander zusammenführen. Damit Integration gelingt, werden bereits die Kleinen in einer besonderen Kita an die Unterschiede herangeführt. | VON JOHANNES BLÖCHER-WEIL

Die Kinder sitzen an ihren Tischen, die mit Rosen geschmückt sind. Auf einer grünen Flagge dürfen sie Wünsche aufschreiben. Sie sind für den Propheten Mohammed bestimmt, der bald Geburtstag hat. Für Muslime ist die Blume etwas Besonderes, weil sie aus dem Schweiß des Propheten entstanden sein soll.

„Mevlid Kandili“ ist einer der höchsten muslimischen Feiertage. Auch die Erzieherinnen und die Kinder der Kindertagesstätte „Irenicus“ in Pforzheim begehen ihn. Nicht alle Kinder sind Muslime, aber sie besuchen den ersten Kindergarten

in Deutschland in multireligiöser Trägerschaft. Und dabei gehört es zum Programm, die anderen Religionen besser kennenzulernen. „Insgesamt können die Kinder viele Feste feiern“, erklärt die Erzieherin Andrea Wacke-Tratz. „Religionspädagogik liegt mir am Herzen. Kinder brauchen Religion“, sagt die evangelische Christin. Auch zum jüdischen Neujahrsfest Rosch HaSchanah gab es eine besondere Aktion. Die Kinder haben den jüdischen Ritus gepflegt und einen Apfel in Honig eingetaucht, um den anderen Besuchern ein süßes neues Jahr zu wünschen. Jeder Tag beginnt mit einem Morgenkreis, einmal im



Das Zusammenleben und Kennenlernen der verschiedenen Religionen soll für die Kinder von klein auf eine Selbstverständlichkeit werden

Fotos: Claudia Becker

Monat mit einem interreligiösen Schwerpunkt. Dabei danken die Kinder Gott in Form von Gebeten: „Dazu nimmt jedes Kind die Gebetshaltung ein, die es mag“, erklärt Wacke-Tratz.

„Insgesamt können die Kinder viele Feste feiern“

Die Kindertagesstätte „Irenicus“ liegt mitten in der Weststadt Pforzheims. In diesem Stadtteil leben und begegnen sich nicht nur viele Kulturen, sondern auch Religionen. Die Initiatoren hoffen, dass Kinder hier „von klein auf das Miteinander der Religionen einüben können“. Pforzheim hat etwa 126.000 Einwohner. Neben Mannheim ist es die Stadt in Baden-Württemberg mit dem höchsten Migrationsanteil in der Bevölkerung. 55,8 Prozent der Einwohner haben einen Migrationshintergrund, der Ausländeranteil liegt bei 27,8 Prozent. Die kulturelle Vielfalt spiegelt sich auch in den kommunalen Gremien wider. Pforzheim hat sowohl einen städtisch verantworteten Internationalen Beirat als auch einen Rat der Religionen, der sich mit den drängendsten Fragen und Problemen im Zusammenleben der verschiedenen Religionsgemeinschaften beschäftigt.

Die Kindertagesstätte „Irenicus“ liegt in der Irenicusstraße, einem Seitenarm der Hauptverkehrsader. Das Wort Irenicus kommt aus dem Griechischen und bedeutet übersetzt „friedlich“. An der Glastür am Eingang ist eine Friedenstaube angebracht. Gekostet hat der dreistöckige Bau etwa 3 Millionen Euro, der Bau der Kita wurde finanziert über kommunale Mittel und über Zuschüsse des Landes Baden-Württemberg. Hinter dem Haus ist eine große Grünfläche. Vorher lag das Gelände brach. Die Trägerschaft der Einrichtung teilen sich die evangelische Kirche und – federführend – das Diakonische Werk Pforzheim, die katholische Kirche und der Caritasverband, das Bündnis unabhängiger Muslime im Enzkreis, die Jüdische Gemeinde Pforzheim und das Yezidische Zentrum in Baden-Württemberg.

Halal und kosher zu teuer

Pädagogisches Ziel ist es, dass alle Kinder ihre Religionen als gleichberechtigt kennenlernen und erleben. Am 13. März 2020 wurde die Einrichtung nach vier Jahren Planung und Konzepterstellung offiziell eröffnet. Dann kam das Coronavirus. Wenn die Kita wieder auf „vollen Touren“ läuft – aktuell sind es drei der sechs Gruppen –, toben, spielen und schlafen hier 100 Kinder, 20 von ihnen sind jünger als drei Jahre. Bis auf die jüdischen Kinder sind alle Religionen vertreten.

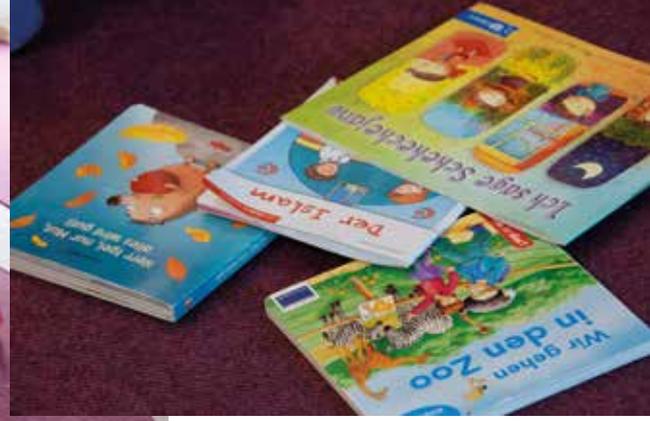
Es war ein Ringen, bis das Konzept stand, nicht nur politisch, sondern auch zwischen den beteiligten Religionsgemeinschaften. Diskussionen gab es etwa darüber, wie die Kinder verpflegt werden. Das Mittagessen ist vegetarisch, um die Speisevorschriften aller Religionen zu beachten: „Wir hätten auch eine Küche bekommen können, die halal und kosher kocht. Aber das war eine Kostenfrage“, erklärt die Abteilungsleiterin Sabine Ghafoor-Zadeh. Sie hat die Entstehung der Kindertagesstätte seit 2015 konzeptionell begleitet.

Aktuell kümmern sich 14 Frauen und ein Mann um die Kinder. Die Pädagogen sind konfessionell breit aufgestellt: evangelisch, katholisch, freikirchlich, muslimisch, jesidisch und buddhistisch. Sie achten darauf, dass Religion sich in den Liedern und Bilderbüchern widerspiegelt. Und natürlich in den Räumen, die nach der Eröffnung im März und dem baldigen Lockdown noch mit Leben gefüllt werden müssen. Vereinzelt hängen dort schon religiöse Symbole, wie Kreuze, die die Kinder gemalt haben. In der täglichen Arbeit hilft auch das Gespräch mit Experten der vertretenen Religionen. Danach wird erarbeitet, wie im Kindergartenalltag bestimmte Themen vorkommen können – und wie nicht.

Religiöse Vielfalt soll selbstverständlich und bereichernd sein

Die Angebote sollen dabei helfen, dass die Kinder die religiöse Vielfalt in ihrem Umfeld als selbstverständlich und bereichernd erleben. Weil die Kirchen, Synagogen und Moscheen aller in Pforzheim beteiligten Gruppen fußläufig zu erreichen sind, können sich die Kinder auch vor Ort ein Bild der Gotteshäuser machen. Wenn die Corona-Krise vorbei ist, wollen die Erzieher die Eltern in diesem Bereich verstärkt einbinden.

Dass Eltern ihre Kinder für diese Einrichtung anmelden, hat oft pragmatische Gründe: „Die Eltern sind froh, wenn sie überhaupt einen Platz bekommen. Ein kleiner Teil freut sich aber



Die Bücher im Kindergarten und gemeinsame Feste sollen den Kindern schon früh Wissen auch über die Religionen vermitteln, denen sie nicht angehören

auch, dass er seinen Glauben nicht verstecken muss und offen leben kann“, sagt Wacke-Tratz. Ihr ist es wichtig, dass der Tübinger Religionspädagoge Friedrich Schweitzer die Arbeit wissenschaftlich begleitet und erforscht, wie interreligiöse Bildung funktionieren kann.

Alle betrachten sich als Lernende

In der Gesellschafterversammlung und im Beirat sitzen die Mitglieder der sieben beteiligten Religionen und Konfessionen. Die Gesellschafter befassen sich mit strategischen Fragen und kümmern sich um die Finanzierung. Im laufenden Prozess betrachten sich alle Beteiligten als Lernende. Die Vertreter der Gesellschaft und ihre Religionsgemeinschaften beteiligen sich finanziell und bekennen sich zu den gemeinsam erarbeiteten Leitlinien. Darin bekräftigen sie, dass alle Religionen an einen Gott glauben. Ob es derselbe ist, wird in den Leitsätzen nicht gesagt und steht für die Kita auch nicht im Mittelpunkt, erklärt die evangelische Dekanin Christiane Quincke. „Die Basis ist der Glaube, dass wir alle Geschöpfe Gottes sind und einander mit Respekt und Würde begegnen.“ Außerdem respektiert jeder das Grundgesetz und die Gleichheit von Mann und Frau.

Die Entstehung der Kindertagesstätte hat alle Vertreter, die in der Stadt und ihrer Religion gut vernetzt sind, zusammenschweißt. Es war ein Ringen auf Augenhöhe, erklären sie beteiligten Religionsvertreter. Manchmal sei es nicht so einfach, die Prozesse und Entscheidungen des Beirats der eigenen Community plausibel zu machen, erklärt Fatih Aygün vom Bund unabhängiger Muslime, wie etwa die Wahl des Essens oder die Zusammenarbeit mit anderen religiösen Gruppen. Für den evangelischen Vertreter Hartmut Wagner trägt die Einrichtung zu einer homogenen Stadtgesellschaft bei, die Spaltungen und Ausgrenzung vorbeugt. Der Kindergarten bringe Kinder und Familien aus ganz unterschiedlichen Schichten im wahrsten Sinne des Wortes an einen Tisch. Das helfe dabei, Vorbehalte gegenüber dem Anderen abzubauen. Wenn jedes Kind seine Religion wiederfinde, könne Integration gelingen.

Bevor die Kita geöffnet wurde, gab es auch kritische Stimmen und Entwicklungen. Kurz vor der Eröffnung wurde aus der Politik noch einmal gefragt, ob tatsächlich die richtigen Partner und Repräsentanten der Religionsgemeinschaften bei dem Projekt zusammenarbeiten. Diese Bedenken haben sie versucht in

langen Gesprächen mit Politikern und Meinungsbildnern aus dem Weg zu räumen.

Die evangelische Dekanin Christiane Quincke betont einen positiven Aspekt der gemeinsamen Arbeit: „Wenn ich mich mit anderen Religionen auseinandersetze, lerne ich immer viel über meine eigene Religion und werde sprachfähig. Das ist theologisch sehr spannend.“ Alle wünschen sich, dass die Öffentlichkeit das Potenzial der Pforzheimer Idee erkennt – und das Beispiel Schule macht. Von den Ergebnissen der wissenschaftlichen Begleitung könnten auch andere profitieren. In der Stadt selbst ist die Kita „Irenicus“ vielleicht eine Möglichkeit, um ihrem Straßennamen Ehre zu machen. ■

Ganz normaler Kindergartenalltag: Die Kinder kümmern sich um ihre Puppen



Kinderlachen im Lockdown

Daniel Böcking, stellvertretender Chefredakteur der Bild-Zeitung, schreibt über Gespräche mit seinen Kindern über Gott und die Welt. Heute geht es um Erkenntnisse aus einem Wochenende am See. | VON DANIEL BÖCKING

Das erste Wochenende im „Lockdown light“ wurde für uns zu einem der schönsten der letzten Monate. Weil das Rezept dafür so denkbar einfach war, möchte ich es hier mit Ihnen teilen.

Man nehme ...: einen Wald. Fertig. Alle fröhlich. Seit knapp einem Jahr dürfen wir Böckings uns Dauer-camper nennen. Wir haben uns eine kleine Parzelle auf einem Platz in einem Kiefernwald 30 Kilometer nördlich von Berlin gepachtet. Bis zum zwischen den Bäumen versteckten See sind es ungefähr 80 Meter. Unsere Unterkunft ist ein Bauwagen, den ein unbekannter Vorbesitzer in grauer Vorzeit mit Brettern so ausgebaut hat, dass es nun sogar eine Küche und ein übersichtliches Wohnzimmer gibt.

An jenem Freitagabend Anfang November brachen Elsa (8), Fritz (7), Carl (5), Hans (1) und ich wieder dorthin auf. (Meine Frau macht sich nicht sooo viel aus verwitterten Wald-Baracken ohne fließendes Wasser ...) Die Eisdielen in der Nähe: geschlossen. Das Café am Strand: dicht. Tierpark als Ausflugsziel: zu. Lockdown. Wir hatten keine Pläne – zum ersten Mal seit Ewigkeiten.

Ich war mir nicht sicher, wie die Kinder auf das Unter-Angebot reagieren würden. Sie reagierten, wie wir es uns immer wieder in Bullerbü-Romantik vorstellen – aber viel zu selten ausprobieren:

- Zunächst waren sie die „Baum-Doktors“. Es wurden Salben aus Sand, Blättern und Erde gemischt, um Rinden-Verletzungen fachmännisch zu behandeln.
- Am Strand trainierten sie erfundene Karate-Moves und wälzten sich theatralisch im Dreck.
- Fritz schlich sich so nah an ein Eichhörnchen, dass er erkennen konnte, dass es einen winzigen Kiefernzapfen zwischen den Pfoten hielt.
- Wir bauten gemeinsam ein kleines Holzboot mit Rad-Antrieb per Gummiband.
- Fritz kochte für alle Dosen-Ravioli am Gasherd.
- An Tag 2 ruderten wir im Schlauchboot über den See und eroberten als Piraten einen verwaisten Spielplatz.
- Wir entdeckten offenbar von Bibern gefällte Bäume am Ufer und sammelten die typischen Späne.
- Wir schnitzten lustige Gesichter in Kürbisse, die vor lauter Freizeitstress im Oktober nicht geschnitzt worden waren.
- Manchmal schien die Sonne. Oft war es diesig. Sechs bis acht Grad. Egal. Es war herrlich.



Foto: Daniel Böcking

Daniel Böcking, 41 Jahre, ist Autor der Bücher „Ein bisschen Glauben gibt es nicht – Wie Gott mein Leben umkrepelt“ und „Warum Glaube großartig ist. Mein Glück mit Jesus“ (beide im Gütersloher Verlagshaus). Er arbeitet als stellvertretender Chefredakteur der Bild-Zeitung und lebt mit seiner Frau und den vier Kindern in Berlin.

Einfach und gut

Der Schauspieler Paul Walker („The Fast and the Furious“) hat mal gesagt: „Ich verstehe nicht, wie man Atheist sein kann. In meiner Freizeit bin ich immer in der Natur und gehe surfen, snowboarden, jagen. Und wenn ich mich dann umsehe, denke ich mir: ‚Wie kann man inmitten dieser großartigen Natur nicht glauben, dass es Gott gibt? Soll das hier alles ein Zufall oder ein Fehler sein? Mich haut das einfach nur um.“

Mir hat dieses Zitat immer gefallen. An diesem Wochenende kam die Einsicht hinzu: Die Schöpfung kann nicht nur als Gottesbeweis dienen – sondern auch als Spielplatz, der völlig ausreicht. Einfach nur Bäume, ein See, eine alte Hütte. Freude über Zeit miteinander. Kein Stundenplan, sondern Mini-Abenteuer. Herzleuchten bei jedem fröhlichen Quieken der Kinder. So simpel, innerlich zur Ruhe zu kommen.

Als wir abends gemeinsam beteten, sagten die Kinder, für sie sei heute „alles schön“ gewesen. Ich dachte an einen meiner Lieblingsverse: „Es soll euch zuerst um Gottes Reich und Gottes Gerechtigkeit gehen, dann wird euch das Übrige alles dazugegeben.“ (Matthäus 6,33, NGÜ). Der Satz ist für mich auch eine Einladung, das Hier und Jetzt in Gottvertrauen zu genießen. Wir sind versorgt und behütet. Wir müssen auch den Kindern nicht immer noch mehr bieten. Nicht ständig; noch krasser, noch wilder, noch teurer.

Diese Erkenntnis ist nicht sehr überraschend, nicht sehr vielschichtig. Eher einfältig. Einfach. Aber manchmal ist einfach – und das war meine Lehre – eben einfach gut. ■



Nora Gomringer veröffentlichte mit 20 Jahren ihren ersten Gedichtband. Seit 2010 leitet sie das Internationale Künstlerhaus Villa Concordia in Bamberg. Sie wurde mit vielen Preisen geehrt, darunter mit dem Jacob-Grimm-Preis Deutsche Sprache, dem Joachim-Ringelnetz-Preis und dem Ingeborg-Bachmann-Preis. Sie ist Mitglied im deutschen PEN und schreibt Kolumnen für Radio und Print.



Die Gottesanbieterin, die zu viel Weihrauch atmet

Sie ist nicht nur die Tochter des berühmten Schriftstellers Eugen Gomringer, sondern selbst erfolgreiche Lyrikerin, wortgewandte Poetry Slammerin und Leiterin des Künstlerhauses Villa Concordia in Bamberg. Nora Gomringer ist katholische Christin, und in ihrem neuen Gedichtband „Gottesanbieterin“ versammelt sie Gedichte zum Glauben. | **VON JÖRN SCHUMACHER**

Gott und Toast“ steht da in einem der ersten Gedichte des Bandes, „Gott und Toast und Butter und ein Manufactumkatalog“, als sei Gott ein profaner Bestandteil des Lebens wie die Dinge, die eben so manchmal auf dem Frühstückstisch liegen. Nora Gomringer schreibt in „Gottesanbieterin“ sowohl sehr persönlich als auch kritisch über ihre eigene Religiosität. Auf einer beiliegenden CD spricht die Autorin ihre Texte selbst. Sie thematisiert Abtreibung und zitiert ganz nebenbei den großen christ-

lichen Dichter Matthias Claudius: „Ich danke Gott und freue mich, wie’s Kind zur Weihnachtsgabe, dass ich bin, bin und dass ich dich, schön menschlich Anlitz habe.“

Religiös wird es vor allem im letzten Teil des Buches, der die Überschrift „Angebot“ trägt. Die Lyrikerin nimmt manchmal ihre eigene Kirche aufs Korn, oder betrachtet sie zumindest skeptisch. Im Gedicht „Man sieht’s“ heißt es: „Jesus, ein Fremder an einem Holzkreuz, hat einen schlimmen Schnitt in der Seite. Seit

tausenden von Jahren verbindet den keiner. Das ist schon fahrlässig. Ein Mann wie ein Briefkasten dadurch. Kummerkasten aus Holz mit Schlitz.“ Dann klingt es woanders wieder so, als fühle sie sich letztlich bei Gott gut aufgehoben, wie im Gebet „Herr“.

Im längsten Text des Bandes, „Vor Arvo Pärts Stabat Mater zu rezitieren“, geht es zunächst um die Auferstehung Jesu: „Und der Stein wurde zur Seite gerollt und sie fanden das Grab leer Jesus ist wie Schrödingers Katze“. Das leere Grab



Nora Gomringer: „Gottesanbieterin“, Voland & Quist, 80 Seiten, mit Audio-CD, 20 Euro, ISBN 9783863912505

ist da „eine Beleidigung und ein Wunder“, und Gomringer fragt kritisch: „Ist er aus seinem Büro gegangen, ohne seine Affären geordnet zu haben?“ Am Ende ist dann vor allem Erleichterung: „Aller Schmerz ist fort. Gibt Erkennen und Freude. Gibt unbändige Freude.“ Immer wieder stellt sie sich vor, wie es wäre, wenn Jesus heute auf die Erde käme, wie etwa im Gedicht „Kämst du heute“: „Komme auch auf YouTube und live! Unbedingt live! 12 Follower? Daran muss man arbeiten.“ In „Jesus kommt“ stellt sie dar, wie sich die Menschen wohl verhalten würden, stünde Jesus plötzlich vor der Tür: „Wir räumen auf, kehren unter den Teppich, stellen uns gerade hin mit geschnittenen Haaren, ziehen ein Kleid an, auch die ehrlichen Jungs, sagen artig Danke

„Ich hoffe, Jesus besser kennenzulernen.“

und Bitte. Jesus, der schaut. So kennt der uns gar nicht. Fragt, ob er sich in der Tür geirrt.“ Ganz am Ende des Buches bekennt Gomringer: „Ich bin die Christin, die an zu viel Weihrauch, nicht an zu wenig sterben möchte. Ich bin die Christin, die die weißen Westen der Diener Gottes anschwärzt.“

Bibel ist unverzichtbar

Sie wolle in „Gottesanbieterin“ schon ein wenig Gott anbieten, jedenfalls „eine Form von Glauben-Leben“, sagt die katholisch erzogene Gomringer gegenüber pro. Dabei scheint sich auf dem Cover des Bandes in das titelgebende Wort irgendwie ein „f“ eingeschlichen zu haben, so könnte der Titel fast auch als „Gottesfan“ gelesen werden. War das Absicht? „Absicht der Designerin ist es wohl“, sagt Gomringer im Interview. „„Fan“ klingt immer etwas überanstrengt. Ich bin gerne gläubig. Ich denke, das reicht Gott.“ Christsein bedeutet für sie: „Die Sakramente empfangen zu haben, die mein Leben bisher begleiten als Wegzeichen und Segen. Und es bedeutet für mich – und das mag den Hardlinern komisch erscheinen – Flexibilität, intellektuelle Freude und Güte.“

Jesus selbst sei ihr irgendwie fremd geblieben, bekennt sie. „Ich bin neugierig auf ihn und hoffe, ihn in der jetzt beginnenden zweiten Hälfte meines Lebens besser kennenzulernen“, sagt die 40-Jährige. Mit der Bibel habe sie sich mit lautem Vorlesen daraus eine Sprechhemmung abtrainiert, und heute sei dieses Buch schlicht „unverzichtbar“. Gomringer fügt hinzu: „Wunder sind mein Faszinosum und Noahs Geschichte ist meine go-to-story, wenn ich Hoffnung brauche.“

Ihren Glauben habe sie ihrer Mutter zu verdanken, sagt Gomringer. Dabei sei dieser „sehr dynamisch“: „Es ist der ‚white noise‘ in meinem Leben.“ Ihr Buch widmet sie „Tim“, und erklärt: „Tim war mein Freund. Wir haben uns über Tinder kennengelernt und eine Freundschaft mit Innigkeit, guten Gesprächen, geteilten Verzweiflungen geformt. Zwei Jahre hatten wir. Tim konnte man immer anschreiben oder anrufen. Er lebte als Frührentner in einer kleinen Wohnung und eine seiner ersten Nachrichten an mich besagte, dass er eine schwere Krankheit hätte und nicht lang leben würde. Warum glaubt man das eigentlich nie, wenn es einem gesagt wird?“, sagt Gomringer gegenüber pro.

Gomringers Vater Eugen geriet vor zwei Jahren verstärkt in die Schlagzeilen, weil sein Gedicht „avenidas“ an der Hauswand der Alice-Salomon-Hochschule in Berlin stand und für „Kritiker*innen“ als sexistisch galt. Von Blumen ist da

die Rede und von Frauen und einem Bewunderer. Das, so fanden einige Studenten, bediene klassische Klischees von Männern, die auf Frauen starren. Für Nora Gomringer stellt dieser Bewunderer schon von Kindheit an aber Gott dar, der seine Schöpfung betrachtet. „Ich war überrascht, als mein Vater sagte, dass das Gedicht völlig ohne religiösen Bezug für ihn ist“, sagt sie, die ihren Vater in einem Interview einmal als „verkappten Christen“ bezeichnete – was er sofort vehement von sich wies.

Im Moment sei auch sie, wie viele Künstler, von der Corona-bedingten erzwungenen Ruhe geplagt – finde in ihr aber auch Glück. „Auftreten ist ein großer Teil der Arbeit, aber eben nur einer. Ich traure um die Auftritte, die abgesagt wurden, aber ich feiere auch die Ruhe, nicht an jedem dritten Tag den Koffer zu packen und viele hundert Kilometer Zug fahren zu müssen.“ Auch der Kirchenbesuch fällt im Moment aus, sagt Gomringer. „Vor Corona bin ich regelmäßig gegangen. Immer mittwochs.“ ■

Ihrer Mutter habe sie den Glauben an Gott zu verdanken, sagt die Lyrikerin Nora Gomringer

Fotos: Judith Kinitz



Musik, Bücher und mehr

Aktuelle Veröffentlichungen, vorgestellt von der pro-Redaktion



Jazzige Weihnachten

So viel sei vorweg gesagt: Für Sarah Kaisers Weihnachtsalbum „Vom Himmel hoch“ braucht es ein gewisses Faible für Jazz und einen Musikgeschmack etwas abseits des Mainstreams. Die Sängerin mit der kraftvollen Solo-Stimme vertont auf ihrer neuen CD nämlich viele bekannte deutsche Weihnachtslieder neu und teilweise recht ungewöhnlich. Neben „Vom Himmel hoch“ sind zum Beispiel auch „Hört der Engel helle Lieder“ oder „Ich steh an deiner Krippen hier“ dabei. Klassiker wie „Stille Nacht“, englischsprachige wie „O come all ye faithful“ fehlen ebenso wenig. Bei einigen Liedern bleibt die Musikerin nah am Original. Andere Stücke klingen im ersten Moment experimentell durch viele Jazz-Elemente. Saxophon und Streichquartett machen das Album aber zu einem einzigartigen und erfrischenden Hör-Erlebnis. Und alles eint alle Lieder: Sie bieten hochwertige musikalische Handarbeit und laden dazu ein, Traditionelles neu zu entdecken. | **SWANHILD ZACHARIAS**

Sarah Kaiser: „Vom Himmel hoch“, Gerth Medien, 16 Euro, EAN 4029856400464



Musikalisch-poetisches Nachdenk-Album

Judy Bailey und Patrick Depuhl präsentieren ein musikalisch-poetisches Nachdenk-Album. Sie singt, er spricht. Sie erreichen damit Ungewöhnliches: Man ist nach jedem Titel gespannt, wie es weitergeht. Scheibchenweise durchdringen sie das Thema „schwarz und weiß“, von den schwarzen Lettern auf weißem Grund über die weißen und schwarzen Tage im Leben – bis hin zum Rassismus. Es geht um Heimat, Identität, Wurzeln, Herkunft, Glaube. Nie belehrend. Immer originell. Gekleidet in sprachlicher und musikalischer Brillanz. Anspieltipp: „Knowing Where You Come From“. | **NICOLAI FRANZ**

Judy Bailey und Patrick Depuhl: „Das Leben ist nicht schwarz und weiß“, Doppel-CD, 20 Euro



Mit Improvisation in die Tiefe alter Choräle

Zwölf Kirchenlieder hat der Pianist und Komponist Timo Böcking auf seinem Album „beflügelt“ zusammengestellt: als Jazz-Arrangements und Improvisationen für Klavier und einzelne Melodieinstrumente wie Saxofon, Flügelhorn oder Kontrabass. Böcking und seine Musikerkollegen bringen die Schönheit der Melodien von „Du großer Gott, wenn ich die Welt betrachte“ oder „Amazing grace“ zum Leuchten, gleichzeitig führen sie den Hörer durch ihre Improvisation tief in die Lieder und ihre Botschaft hinein, um sich förmlich darin zu versenken. Dann blitzen die bekannten Motive hier und da auf, oder schleichen sich fast unbemerkt und in verschiedenen Variationen in den Klangraum – eindringlich, mitreißend, berührend. Immer wieder überrascht Böcking mit unerwarteten Wendungen und Harmonien. Es gibt viel zu entdecken und zu genießen in dieser Musik! | **JONATHAN STEINERT**

Timo Böcking: „beflügelt“, CD, 14,57 Euro



Ermutigt durch den Winter

Mit einem Mix aus Pop, Gospel und Elektro präsentiert sich das neue Album von Chris Lass „Don't lose your faith“. Mehrere bekannte christliche Musiker sind neben Lass auf dem Album zu hören, unter anderem Sefora Nelson, Anja Lehmann oder Samuel Rösch. Fast alle Lieder des Albums gehen des Rhythmus wegen ins Blut und fordern dadurch indirekt zum Mitsingen oder einfach zum Feiern auf – denn inhaltlich sind die Songs Lobpreis-Lieder. Fast wie Eurodance klingt durch Elektro-Elemente zum Beispiel „Stronghold“. „We are one“ ist eher ein klassischer, mitreißender Gospel-Song. Aber auch einige ruhigere Stücke sind zu hören. „Evermore“, ein Duett von Lass mit Sängerin Anja Lehmann, klingt beinahe wie eine Hymne und löst Gänsehaut aus. Gemeinsam haben alle Stücke, dass sie gute Laune, Hoffnung und Ermutigung verbreiten – und das kann im Corona-Winter wahrscheinlich jeder gebrauchen. | **SWANHILD ZACHARIAS**

Chris Lass: „Don't lose your faith“, Gerth Medien, 16 Euro, EAN 4029856400525



Das Göttliche im Alltag entdecken

Gott ist immer da, auch wenn er nicht sichtbar ist. Für viele Christen gehört dieser Satz zum Standardrepertoire. Wie Gott und vor allem wo Gott überall drinsteckt, beschreibt die „Insta-Bibel“ auf lustige und eindruckliche Art und Weise. In 53 kurzen Geschichten und Anekdoten zeigen die vier evangelischen Autoren, wo sie Gott überall schon erlebt haben. Egal ob auf dem Toilettenhäuschen, im Flugzeug oder im Hochseilgarten. Keine Situation des Lebens scheint zu banal zu sein, um darin nicht einen göttlichen Fingerzeig zu erkennen. Die Autoren verknüpfen ihre Erlebnisse mit Bibelstellen und zeigen, wie nah Gottes Wort am Alltag ist. Die „Insta-Bibel“, gewissermaßen die Offline-Version der bekannten Social-Media-Plattform Instagram, ist eine Ermutigung und zeigt eindrucklich, dass die Suche nach dem Göttlichen einfacher sein kann, als man denkt. | **MARTIN SCHLORKE**

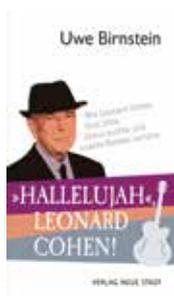
Daniel Schneider, Christina Ossenberg-Gentemann, Daniel Harter, Lisa Kielbassa: „Insta-Bibel“, Deutsche Bibelgesellschaft, 128 Seiten, 14,95 Euro, ISBN 9783438048189



Geschichten über Krisen, Glauben und Erfolg

„Mach aus allem das Beste!“ Mit diesem Appell beginnt der erfahrene Autor, Journalist und Seelsorger Günther Klempnauer sein neues Buch. Er verbindet darin modernes, wissenschaftlich angelegtes Motivationstraining mit biblischen Inhalten. Anhand spannender und inspirierender Lebensgeschichten zeigt er glaubhaft, dass eine Niederlage, ein Rückschlag oder ein Fehler niemals das Ende bedeuten muss. Besonders eindrucklich ist dabei die Geschichte von Nick Vujicic, einem Australier, der ohne Arme und Beine auf die Welt kam und heute ein glücklicher Familienvater und prominenter Motivationstrainer ist. Klempnauers Buch motiviert zum Innehalten, Nachdenken und Ernstnehmen biblischer Zusagen. | **VALERIE WOLF**

Günther Klempnauer: „Mach das Beste aus deinem Leben“, benno, 192 Seiten, 14,95 Euro, ISBN 9783746257488



Porträt eines suchenden Poeten

Das Lied „Hallelujah“ von Leonard Cohen gehört zu den meistgecoverten Titeln der Popgeschichte. Doch was steckt hinter diesem Gotteslob? Uwe Birnstein geht in seinem Buch „Hallelujah, Leonard Cohen!“ den Liedern und Gedichten des 2016 verstorbenen Künstlers auf den Grund und legt unzählige biblische und religiöse Bezüge frei. Anhand von Texten Cohens, Zitaten und Lebensstationen zeichnet Birnstein das Porträt eines Dichters und Musikers, der als Jude tief verwurzelt in seiner Religion, aber gleichzeitig auch spirituell auf der Suche ist – und sich dabei auch intensiv mit Jesus auseinandersetzt. Birnstein zeigt die Brüche in Cohens Biografie auf, sexuelle Eskapaden, Drogen, Depressionen, und schildert, wie Cohen am Ende Frieden fand. Der Leser bekommt einen sehr persönlichen, fast intimen und gleichzeitig sehr wertschätzenden Einblick in Cohens Leben. |

JONATHAN STEINERT

Uwe Birnstein: „Hallelujah, Leonard Cohen!“, Neue Stadt, 132 Seiten, 16 Euro, ISBN 9783734612336



Reflexion über Facetten des Glaubens

In zwölf Episoden führt der Theologe Christian Geiß den Leser auf einer Entdeckungsreise zu brennenden Themen des Glaubens und zu einem der zentralen Texte des frühen Christentums: dem Apostolischen Glaubensbekenntnis. Dabei ist die fiktive Figur des Antiquitätenhändlers Abid behilflich. Das Buch ist fein gegliedert, die Episoden sind in sich abgeschlossen. Den Innensichten Abids zu Aspekten des Glaubens wie Gnade und Auferstehung folgen Bibeltexte und vertiefende Ausführungen des Autors darüber. Menschen, die ihren Glauben standfest verstehen wollen und darüber sprachfähig werden möchten, ist das Buch ans Herz zu legen. Quellenverzeichnisse der 16 Kapitel liefern hilfreiche Anknüpfungspunkte. Das Buch ist kein trockenes theologisches Fachbuch, sondern kurzweilig und in angenehmer Sprache geschrieben. | **NORBERT SCHÄFER**

Christian Geiß: „Vollbracht – Eine Reise des Glaubens“, Neufeldt, 312 Seiten, 14,90 Euro, ISBN 9783943362534



**Mache dich auf, werde licht; denn dein Licht kommt,
und die Herrlichkeit des HERRN geht auf über dir!**

JESAJA 60,1

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

dies ist die letzte gedruckte pro-Seite des Jahres 2020.

Wir nutzen sie für eine Botschaft an Sie persönlich:

Von Herzen: Danke!

Danke für jeden Themenvorschlag, danke für alle Leserbriefe, für jede Unterstützung unserer Arbeit. Ohne Sie könnten wir nicht recherchieren, berichten, Licht ins Dunkel bringen.

In diesen besonderen Zeiten müssen – und dürfen – wir uns darauf verlassen, dass Gott uns alle durch diese Krise führt. Sein Licht scheint. 365 Tage im Jahr. Und im Schaltjahr sogar 366.

Möge das Licht Jesu im kommenden Jahr besonders hell in Ihr Leben scheinen.
Jesus kommt!

Herzliche Adventsgrüße

Ihr Team des Christlichen Medienmagazins pro

PS: Wenn Sie uns mit einer Spende unterstützen wollen, empfehlen wir unsere Internetseite pro-medienmagazin.de/spenden oder eine Überweisung (IBAN: DE 7351 3900 0000 4098 3201).

pro
Christliches Medienmagazin



**CHRISTLICHE
MEDIENINITIATIVE
PRO**

CHRISTLICHE MEDIENINITIATIVE PRO E.V.

Charlotte-Bamberg-Straße 2 | 35578 Wetzlar | Telefon (0 64 41) 5 66 77 00 | medieninitiative.pro